



student!



Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung

www.student-leipzig.de

Juni 2013

Auflage 10.000 Stück kostenlos

Feuchtfröhlich

Es ist gar nicht lang her, da herrschte unter den Politikern eine Art nervöse Ratlosigkeit, wenn es um das Thema Wahlkampf ging: Der September viel zu weit entfernt und die Wahlkampfthemen einfach nicht da. Vor lauter Panik verschleuderte man schon die ersten Wahlgeschenke wie billig Plunder und bald wäre man sicherlich bereit gewesen, zu den extremsten Mitteln zu greifen: Tatsächliche Probleme der Bürger lösen. Oh Graus!

Zum Glück erweist sich der Ostermal wieder als Retter in der Not: Ein weiteres Mal kommt es zum großen Politiker-Wettplanschen zwischen Saale und Elbe. Das spaßige Wasser-Event wird wieder mit viel Tatütata und bunten Westen zelebriert und lockt alles an, was keine Scham, dafür aber Rang und Namen hat. Die Wasserfestspiele sind derart beliebt, dass sogar schon Passau kräftig im populistischen Vorprogramm mitplätschert. Die Highlights finden aber weiterhin weiter nördlich statt: Wenn sich die Wasserballerinas Tillich, Merkel und Haseloff die Sandsäcke zuwerfen, kommt einfach immer wieder Freude auf. Im größten Spaßbad der Nation gönnt man ihnen das von ganzem Herzen. Einmal im Politikerleben sollte jeder seine ganz persönliche Gerd-Show in Gummistiefeln erleben dürfen.

Forschen für den Frieden – dazu verpflichteten sich bundesweit zwölf Hochschulen mit sogenannten Zivilklauseln. Sie lehnen Forschungsprojekte mit militärischem Nutzen ab. Über 40 Hochschulen in Deutschland betätigen sich hingegen in den Bereichen Wehrmedizin, -technik und -psychologie. Ob Drohnen, Radarsysteme oder Panzerstahl – Rüstungsindustrie und Staat subventionieren die Hochschulen für militärische Forschung. Ein Zuschuss, dem viele wissenschaftliche Einrichtungen aufgrund chronischer Unterfinanzierung nicht entsagen wollen. Auch die Uni Leipzig hat im Auftrag des Bundesverteidigungsministeriums für wehrwissenschaftliche Zwecke geforscht. Das geht aus einem Bericht des Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst (SMWK) hervor. Demnach gab es seit 2006 drei Forschungsprojekte, die insgesamt mit mehr als 300.000 Euro finanziert wurden. Befürworter einer Zivilklausel wollen auch in Leipzig ein Bekenntnis zum friedlichen Forschen – doch der bislang letzte Versuch dafür scheiterte.

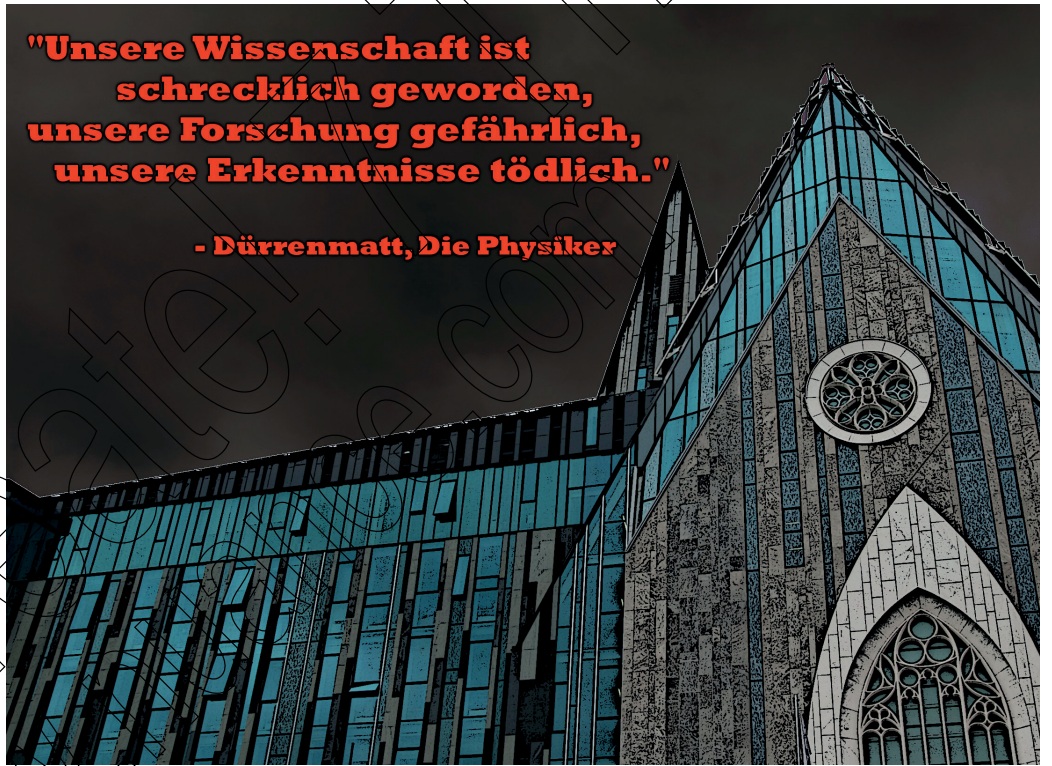
Seite 2

Rüstungsfreiheit

Uni Leipzig beteiligt sich nicht an Trend zu Zivilklausel

"Unsere Wissenschaft ist schrecklich geworden, unsere Forschung gefährlich, unsere Erkenntnisse tödlich."

- Dürrenmatt, Die Physiker



Die Verantwortung der Wissenschaft ist nicht nur ein literarisches Thema

Foto: als / Montage: kh

Schonfrist für ein Semester

HMT setzt Studiengebühren einmalig aus – doch der Protest geht weiter

Seit er zwölf Jahre alt ist, spielt Fernando Martinez Obispo. Weil die politische Lage in seinem Heimatland Honduras instabil ist, entschied er sich für ein Studium in Deutschland. Fernando bestand die Aufnahmeprüfung an der Hochschule für Musik und Theater (HMT) Leipzig und studiert nun im vierten Semester. Ob er sein Studium auch hier beenden kann, ist mittlerweile jedoch fraglich.

Ende Februar trat an der HMT eine neue Gebühren- und Entgeltordnung in Kraft: Diese sieht für Nicht-EU-Ausländer wie Fernando eine Studiengebühr in Höhe von 1.800 Euro pro Halbjahr ab dem kommenden Wintersemester vor. Damit soll die Bezahlung für Lehrbeauftragte von 23 auf 30 Euro pro Stunde erhöht werden. Der Studierendenrat (Stura) der HMT kritisierte daraufhin insbesondere die Zeitspanne zwischen Inkrafttreten der Gebührenordnung und der ersten Erhebung wenige Monate später als viel zu kurz. Mitte



„O Fortuna“ als Protestgesang der HMT-Studenten

Foto: Julian Friesinger

Mai nahmen sich Rektorat und Senat der Kritik an und beschlossen, die Gebühr für das kommende Wintersemester für bereits immatrikulierte Studenten einmalig auszusetzen.

Doch damit geben sich die Studenten nicht zufrieden. In einer gemeinsamen Erklärung solidarisierten sich die Studierendenräte der Leipziger

Hochschulen mit den Betroffenen an der HMT und sprachen sich gegen „Studiengebühren jeglicher Art“ aus. Ende Mai nutzten mehr als 50 HMT-Studenten eine Podiumsdiskussion zum musikalischen Protest. Anwesend war auch Geert Mackenroth, hochschulpolitischer Sprecher der CDU-Landtagsfraktion.

„Unsere Wut richtet sich nicht gegen unseren Rektor“, sagt Sturamitglied Babett Niclas, „schließlich hat unsere Hochschule viele Schulden. Und die Lehrbeauftragten müssen besser bezahlt werden.“ Darauf verweist auch Mechthild Winter, Sprecherin des Lehrbeauftragtenrates der HMT: „Wir haben diese Studiengebühren nicht gefordert und wollen uns dazu auch nicht positionieren. Aber die Lehrbeauftragten befinden sich in einer prekären Lage, die sich in den letzten Jahren immer weiter verschärft hat.“

Die HMT hat mittlerweile ein Stipendienprogramm aufgesetzt. Rektor Robert Ehrlich verspricht: „Kein Student, der nicht bloß empfinden, sondern tatsächlich bedürftig ist, muss die HMT verlassen. Das ist eine verbindliche Zusage.“ Auf diese baut auch Fernando: „Ein Studium ohne Abschluss ist in Honduras nichts wert. Es wäre eine Verschwendung von Geld und Übungsstunden gewesen.“

René Loch

Innendrin

Verweigerer

Viele Studenten wollen nicht zu Hause ausziehen und nutzen die Vorteile des Hotels Mama

Perspektive - Seite 3

Modernisierer

Karola Wille möchte dem MDR zu einem jüngeren Image verhelfen

Interview - Seite 9

Bewahrer

Die Sportfreunde Stiller haben sich das Jungsein bewahrt – ein Interview

Kultur - Seite 12

Anzeige



Fragen zur Krankenversicherung?

Ich bin für Sie da!

Eric Beyer
eric.beyer@plus.aok.de
01520 1571508

Meldungen

Urnengang

An der Universität Leipzig finden vom 11. bis 13. Juni die Wahlen für die Fachschaftsrate und das Referat Ausländischer Studierender (RAS) statt. 16 der 32 Fachschaftsrate werden dabei neu bestimmt. Die Wahllokale befinden sich in der Regel am Sitz des jeweiligen Instituts. Um die vier Stellen im RAS bewerben sich lediglich drei Kandidaten. Eine Woche darauf, am 18. und 19. Juni, finden zudem die Fakultätsratswahlen und die Wahlen der vier, beziehungsweise 14 studentischen Vertreter im Senat und Erweiterten Senat statt. Die studentischen Vertreter im Fakultätsrat werden gemäß des sächsischen Hochschulfreiheitsgesetzes nicht mehr nur durch die Fachschaftsrate, sondern die gesamte Fachschaft bestimmt. rlo

Ausgeladen

Die Stadt Eisenach hat den Mietvertrag mit der Deutschen Burschenschaft (DB) für die Werner-Aßmann-Halle gekündigt. Wegen der mehrjährigen Vertragslaufzeit wird die Kündigung jedoch erst 2018 wirksam. Die DB, der derzeit knapp 100 Mitgliedsverbände angehören, trifft sich in der westthüringischen Stadt jedes Jahr in der Woche nach Pfingsten zu ihrem Burschentag. Der Burschenschaftsverband steht seit langer Zeit wegen rechtsextremer Tendenzen in der Kritik. Vor zwei Jahren hatte die DB über die Einführung eines „Ariernachweises“ diskutiert, der allgemein gültige Aufnahmekriterien hinsichtlich der Herkunft eines Bewerbers festgelegt hätte. Auch in diesem Jahr sollte über einen entsprechenden Antrag diskutiert werden. Dieser wurde jedoch kurzfristig zurückgezogen. Mehr als die Hälfte der über 200 Burschenschaften in Deutschland und Österreich, vor allem liberale Gruppen, waren in den vergangenen Jahren aus dem Dachverband ausgetreten. rlo

Kurzmeldungen

+++ Ärztpräsident Frank Ulrich Montgomery hat für Medizinstudenten Eignungs- und Persönlichkeitstests gefordert. Bislang spielt im Auswahlverfahren in der Regel allein die Abiturnote eine Rolle. +++ Bundesbildungsministerin Johanna Wanka (CDU) möchte erbrachte Leistungen von Studienabbrechern auf die Ausbildungszeit in Betrieben anrechnen lassen. Dazu soll ein Pilotprojekt mit den Kammern gestartet werden. +++ Reiner Haseloff (CDU), Ministerpräsident des Landes Sachsen-Anhalt, hat sich für den Erhalt der Universitätskliniken in Halle und Magdeburg ausgesprochen. Voraussetzung dafür sei jedoch eine stärkere Zusammenarbeit in den Bereichen Forschung und Lehre. Dafür sei ein neues Strukturgesetz geplant. +++

Dem Frieden verpflichtet

Fortsetzung: Zivilklauseln verbieten Forschung zu militärischen Zwecken

Deutsche Waffen, deutsches Geld morden mit in aller Welt“, tönte minutenlang der Sprechchor im Hörsaal 3 der Universität Leipzig während der letztjährigen Nikolausvorlesung von Bundesverteidigungsminister Thomas de Maizière (CDU). Leipziger Studierende artikulierten damit ihren Missgefallen und setzten ein politisches Statement. Doch nicht nur in Form studentischen Aufbegehrens sollte sich die Uni zu Frieden bekennen, sondern auch mit einer verbindlichen Zivilklausel – so das Ergebnis einer Abstimmung des StudentInnenRates (Stura) im Sommer 2011.

Eine Zivilklausel ist die Selbstverpflichtung von Hochschulen oder anderen wissenschaftlichen Einrichtungen, ausschließlich für zivile und friedliche Zwecke zu forschen. Der Stura-Vorschlag wurde im Erweiterten Senat im Zuge der Verhandlungen um die Grundordnung (GO) diskutiert. Eine Zivilklausel sollte, so der Wunsch der Studierendenvertretung, Bestandteil der GO werden. „Stärkstes Gegenargument war die Beschränkung der Freiheit von Forschung und Lehre“, erklärt Marcel Wodniock, ehemaliges Mitglied der Grundordnungskommission, eines Ausschusses, der über Neuerungen in der GO diskutierte. „In den Verhandlungen wurde schnell klar, dass wir eine Klausel nicht durchsetzen können“, sagt Wodniock. Das Resultat der Debatte ist in der im April novellierten GO nachzulesen: „Die Universität stellt sich den Herausforderungen in Wissenschaft und Gesellschaft und ihrer Verantwortung für die Folgen wissenschaftlicher Erkenntnisse,



Marcel Wodniock Foto: als

insbesondere für Mensch und Natur“ heißt es in Paragraph Zwei. Sebastian Müller, Stura-Referent für Hochschulpolitik, bemängelt, dass dies keine ausreichende Formulierung sei: „Es bleibt weiterhin im Ermessen jedes Einzelnen, inwiefern er sich den genannten Verantwortungen stellt. Das ist keine richtige Zivilklausel. Dahingegen hat die Technische Universität (TU) Bremen die Zivilklausel konkret festgeschrieben. Sie „verpflichtet sich dem Frieden“ und verfolgt seit 1986 „nur zivile Zwecke“. Damit war sie Vorreiterin. Elf andere Hochschulen setzten sich seitdem mit dem Zweck ihrer Forschung ebenso auseinander und verabschiedeten eigene Zivilklauseln. Vor allem in den vergangenen drei Jahren haben sich die Diskussionen um die Zivilklauseln verschärft. Sieben von zwölf Hochschulen haben Klauseln in diesem Zeitraum einge-

führt“, sagt Dietrich Schulze. Er war Betriebsratsvorsitzender des Kernforschungszentrums in Karlsruhe und engagiert sich für die Initiative „Hochschule für den Frieden – ja zur Zivilklausel“. Diese vernetzt unter anderem studentische und professorale Vertreter im gemeinschaftlichen Einsatz für friedliches Forschen.

Schulze erklärt, welches Ziel hinter der Einführung von Zivilklauseln steht: „Sinn soll es nicht nur sein, Militärforschung zu stoppen, sondern künftig auch Friedensbeiträge zu fördern. Universitäten haben als Wissenschaftsstandorte das Potential, viel zu bewirken. Es muss nur richtig eingesetzt werden. Studenten aus Halle und Dresden hätten bereits eine ähnliche Meinung vertreten und Anschluss an die Initiative gefunden – Verhandlungen an den Hochschulen der jeweiligen Standorte seien bislang jedoch erfolglos“, sagt Schulze.

Auch die sächsische Linke beschäftigt sich mit den Forschungszwecken der Hochschulen. Gerhard Besier, wissenschaftspolitischer Sprecher der Landtagsfraktion, würde eine Einführung von Zivilklauseln an den sächsischen Universitäten begrüßen. Mehr als die Hochschulen zu animieren, diese Selbstverpflichtung zum friedlichen Forschen einzugehen, können wir im Landtag jedoch nicht. Aktives Einschreiten der Landespolitik verstößt gegen die Autonomie der Hochschulen“, sagt Besier. Der Politiker gibt auch zu bedenken, dass in Fragen um den Zweck der Forschung nicht alles entweder schwarz oder weiß sei. „Forschungsergebnisse können mitun-

ter Nutzen für die zivile Bevölkerung, wie auch für militärische Einsätze haben – das ist der sogenannte 'dual use', erklärt Besier. „Ein neu entwickelter Gummistiefel kann genauso gut vom Gärtner wie auch vom Soldaten gebraucht werden.“

Neben dem „dual use“, ist ein weiterer Streitpunkt des Diskurses die Frage um die Beschränkung der Wissenschaftsfreiheit, welche im Grundgesetz verankert ist. Es hat bereits mehrere Rechtsgutachten gegeben, die Zivilklauseln auf Verfassungswidrigkeit untersucht haben. Dazu gehört jenes von Jonas Eickhoff vom November 2012. Es wird staatlich eine „individuelle Freiheitsgarantie gewährleistet“, heißt es in seinem Gutachten, „die den Wissenschaftler davor schützt, in Bezug auf sein Forschungsthema und seine Methodik unmittelbar verpflichtende Ge- und Verbote befolgen zu müssen“. Jedoch seien Zivilklauseln zugunsten der Friedensfinalität, dem Bekenntnis zum Frieden in der Welt, nicht verfassungswidrig.

Ob die Einschränkung der Wissenschaftsfreiheit mittels einer Zivilklausel künftig wieder Thema an der Uni Leipzig sein wird, ist derzeit nicht absehbar. „Das Problem ist, dass viele Studierende, die sich für die Hochschulpolitik engagieren nicht lange genug an der Uni bleiben, um letztlich Ziele wie dieses durchzubringen“, sagt Wodniock. „Die nächste Novellierung der Grundordnung können wir in etwa zwei Jahren erwarten. Vorher wird es sicherlich wenige Änderungen in Fragen um eine Zivilklausel geben.“

Julia-Marie Czerwonat

Platzmangel und Vernetzung

Neubau der HTWK hat viele Nebeneffekte

Die Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) platzt mittlerweile aus allen Nähten. Jahr für Jahr vermeldet die HTWK neue Bewerberrekorde, aufnehmen kann sie jedoch nur einen Bruchteil davon. Die Stellenkürzungen setzen den Kapazitäten personell Grenzen, die Gebäudeproblematik räumlich.

Auf der Karl-Liebknecht-Straße entsteht derzeit das neue Instituts- und Laborgebäude der HTWK. Entspannung bringt der Bau jedoch nicht, da die Nutzfläche kleiner ist als die der derzeitigen Einrichtung in Markkleeberg. Ende 2014 soll die Fakultät Maschinenbau und Energietechnik, die das Gebäude nutzen wird, dahin umziehen.

Dort, wo nun der Neubau entsteht, gab es vor wenigen Monaten noch eine große Wiese, auf der es sich Studenten regelmäßig zum Lernen bequem machen. „Alle Räume des Neubaus sind durch die Forschung belegt, für die Studenten sind keine geplant“, sagt Julian Schröder, Mitglied im Studentenrat (Stura) der HTWK. „Unser Ziel ist es,



HTWK-Neubau in Connewitz

Foto: Julian Friesinger

Platz für studentisches Arbeiten zu schaffen.“ Zudem zeichnet sich Platzmangel in der Mensa und Cafeteria Academica in der Karl-Liebknecht-Straße ab: „Die Mensa ist jetzt schon durch die Studenten der Hochschule für Telekommunikation ausgelastet, die Überfüllung wird dort noch ein großes Thema werden“, ergänzt Stura-Mitglied Gesa Behrens.

Positive Auswirkungen soll der Neubau hingegen mit Blick auf eine größere und deutlichere Vernetzung der Hochschule haben: „Die Grundidee ist es, die Hochschule hier am Campus Karl-Liebknecht-Straße zu konzentrieren“, erklärte Rektorin Renate Lieckfeldt kürzlich in einer Pressemitteilung, „dadurch wird es auch leichter für die verschiedenen Fakultäten, miteinander zu arbei-

ten.“ Diese Vernetzung ist zudem Teil des neu entwickelten Konzepts der Profillinienbildung, mit der Lehre und Forschung besser vereint werden sollen.

„Bis jetzt ist das alles noch ein Gerüst, eine Grundidee, die erst noch mit Leben gefüllt werden muss“, erläutert Schröder. Durch die Profillinien soll eine Ausbildung geschaffen werden, die nah am Leben ist, aber dennoch die Forschung mit integriert. In einem Interview mit der Leipziger Volkszeitung erklärte Markus Krabbes, Prorektor für Wissenschaftsentwicklung, kürzlich das Konzept. Bei den vier Profillinien handle es sich um „ressourcenschonende Technologien, die technische Basis der Wissensgesellschaft, Instrumente zur verantwortungsbewussten Gestaltung bei der Wertschöpfung und Innovationen zur Verbesserung der Lebensqualität“.

Schröder sagt dazu: „Durch den Neubau wird die Vernetzung natürlich leichter gemacht, aber es ist bis jetzt ein Zukunftskonzept. Die Zeit wird zeigen, wie gut diese Idee umsetzbar ist.“ Miriam Pschirrer

Trautes Heim, Glück allein

Warum viele Studenten das Elternhaus nicht verlassen wollen



Das Hotel Mama und seine Vorzüge: Artur Ichelmann wird gut umsorgt

Foto: Alexander Schlee

Nicht der Wecker ist es, der mich morgens aus dem Schlaf holt, sondern die Stimme meiner Mutter, kurz bevor sie die Wohnung verlässt, um zur Arbeit zu fahren. Jeden Morgen, seit 22 Jahren. Statt wie die meisten meiner Freunde mit dem Studienbeginn in eine eigene Wohnung zu ziehen, wohne ich immer noch zu Hause. Und ich bin damit hierzulande wahrlich kein Einzelfall. Laut Angaben des deutschen Studentenwerks leben 23 Prozent der Studierenden bei ihren Eltern. Männer etwas öfter als Frauen. Sieht man sich in anderen europäischen Ländern um, dann ist das gar nicht so viel, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. In Italien beispielsweise fällt es sogar über 70 Prozent des Nachwuchses trotz fortgeschrittenen Alters schwer, den Eltern Lebewohl zu sagen.

Als ich mich vor drei Jahren zu meinem Ethnologiestudium entschlossen habe, musste ich mich entscheiden: Sowohl von der Universität Halle, als auch von der Uni Leipzig hatte ich einen Zulassungsbescheid erhalten. Insofern hatte ich mich schon darauf gefreut, etwas Neues auszuprobieren, wegzuziehen und in einer anderen Stadt selbstständig zu leben. Doch

schnell wurde das Thema Finanzierung, das Argument vieler junger Leute gegen eine eigene Wohnung, auch für mich zum Problem. Deutschlandweit sind die Mieten, vor allem in den alten Bundesländern, recht hoch. München, Hamburg und Köln sind Spitzenreiter im bundesweiten Vergleich der Hochschulstädte. Ungefähr 450 Euro müssen Studenten hier im Monat für Miet- und Nebenkosten einplanen. Leipzig oder Halle wären da mit etwa 250 Euro noch vertretbar gewesen, doch von meiner Mutter konnte ich nur wenig Verständnis erwarten. Wir wohnen in einer Dreizimmerwohnung im Waldstraßenviertel. Vornehme Gebäude im Stil des Spätklassizismus. Die Lage könnte kaum besser sein. Schon deswegen macht es mich nur wenig aus, noch zu Hause zu leben. Gleichzeitig hätte mein Auszug auch für meine Mutter den eigenen Umzug bedeutet. Denn 70 Quadratmeter sind für eine Person zu teuer und zu groß. Damit war die Entscheidung für die Uni Leipzig und gegen eine Wohnung in Halle gefallen.

Ich denke, so geht es nicht nur mir. Man möchte das Gefühl des Umsorgtwerdens nur ungern aufgeben. Möglicherweise haben manche Studenten auch Angst vor dem, was sie in einer eigenen Wohnung erwarten könnte, dem Unbekannten.

Trotzdem ist für viele das Thema Geld, vor allen anderen Überlegungen um Einfachheit und Bequemlichkeit, der ausschlaggebende Grund, das Zuhause erst relativ spät zu verlassen.

So dachte auch lange Zeit Artur Ichelmann. Der 22-jährige Geschichtsstudent ist erst vor wenigen Wochen aus der Wohnung seiner Eltern ausgezogen. Das Zusammenwohnen mit ihnen und der jüngeren Schwester hat Artur nie gestört. Im Gegenteil, es war praktisch.

Die Eltern haben ihm den Rücken freigehalten. Er konnte sich voll auf das Studium konzentrieren und seine Freizeit gestalten, ohne sich zusätzlich um die Hausarbeit kümmern zu müssen. Als unselbstständig oder besonders abhängig von seinen Eltern würde er sich allerdings nicht bezeichnen. Weder jetzt, noch vor seinem Auszug. Zwar muss er nun morgens selbst zum Bäcker laufen, um sich Brötchen zu holen und das Geschirr steht länger mal unangewaschen herum, doch seinen Entschluss, ausgezogen zu sein, bereut er nicht. „Ich kann nicht abstreiten, dass es angenehm war, wenn meine Eltern mir Entscheidungen des Alltags abgenom-

men haben und ich generell weniger selbst denken musste. Aber für die persönliche Entwicklung ist es meiner Meinung nach von unglaublicher Bedeutung, auszuziehen.“ Der gebürtige Ukrainer hatte zwar zu Hause nicht das Gefühl, eingeeignet zu sein, irgendwann sind allerdings immer mehr seiner Freunde in eine eigene Wohnung oder eine Wohngemeinschaft gezogen. Da habe er einfach gemerkt, dass er auch gern etwas eigenes haben möchte. „Eine WG war zwar eine Option, allerdings brauche ich in gewissen Momenten meine Ruhe und möchte niemanden um mich herum haben. Deswegen fand ich den Gedanken an meine eigenen vier Wände, in denen ich ohne Rücksicht auf andere tun und lassen kann, was ich will, viel besser.“

Den Auszug erleichtert hat Artur das Wissen, dass er sich bei seinen Eltern und Freunden jederzeit Rat-schläge holen kann. Heute wohnt er in einer Dreizimmerwohnung und weiß, dass er die richtige Entscheidung getroffen hat. Schon durch das Studium fängt man an, selbstständiger zu werden, da ist eine eigene Wohnung nur die logische Folge.

Tatsächlich sieht es die Mehrzahl der Studenten in Deutschland ähnlich, sodass die meisten spätestens vor dem Beginn des Masterstudiums das elterliche Nest verlassen. Lediglich neun Prozent der Studierenden ziehen das Leben zuhause, auch

noch während ihres Postgradualen Studiums, einer eigenen Bleibe vor. Doch neben dieser Ausnahme sind vor allem Wohngemeinschaften sehr beliebt. Für 26 Prozent der deutschen Studenten scheinen sie ein guter Kompromiss zu sein zwischen der noch vorhandenen Unsicherheit und dem Drang nach Freiheit und Selbstständigkeit.

Auch mich hat dieser Drang im vergangenen Semester gepackt, sodass ich Deutschland den Rücken

26 Prozent der Studenten leben in WGs

gekehrt habe. In Barcelona konnte ich für sieben Monate die Luft der Freiheit schnuppern und habe gemerkt, dass mir die Umstellung nicht allzu schwer fällt. Das Gefühl, mich einmal selbst ausprobieren zu können und ohne Kontrolle oder Hilfe zurechtzukommen zu müssen, habe ich sehr genossen. Gleichzeitig habe ich gemerkt, dass das Zusammenleben mit fremden Personen sehr anstrengend sein kann. Vor allem wenn ich mich auf mein Studium konzentrieren musste. Ich weiß jetzt den Komfort zu schätzen, zuhause die Tür aufzuschließen und zu wissen, was mich erwartet. Eine ruhige und saubere Wohnung. Eines steht jedoch fest: Mit Beginn des Masters im nächsten Jahr möchte auch ich endgültig ausziehen. **Jul**



Julia Thier

Foto: als

Anzeige

Citynah wohnen!
Seeburgviertel, 3-RW mit Balkon, ideal für 2er WG, separates Arbeitszimmer, Küche mit Fenster, Bad mit Wanne, Sternwartenstraße 75, 5. OG, 62 m², 400 € mtl. Warmmiete*

Super Ausblick garantiert!
Nähe Bayer. Bahnhof, 2-RW in der 11. Etage, WG geeignet, Aufzug, kurze Wege zur Uni und Innenstadt, Straße des 18. Oktober 19, 48 m², 360 € mtl. Warmmiete*

Ich mache dir ein Angebot, das kannst du nicht ablehnen!

am Bayer. Bahnhof!
6-RW in der 14. Etage, super Ausblick über die Stadt, zwei Bäder mit Wanne bzw. Dusche, sep. Arbeitszimmer, bezugsfertig ab 01.08., Aufzug, Tarostraße 8, 123 m², 898 € mtl. Warmmiete*

Maisonette
2-RW mit Südbalkon, Guttenbergviertel, Aufzug, zum selber Malern, Bad mit Dusche, Aufzug, zum selber Malern, Spohnstraße 1, 3. OG, 56 m², 380 € mtl. Warmmiete*

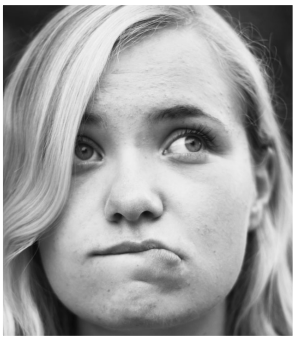
Junges Wohnen!
* Miete inkl. Nebenkosten, zzgl. Kautions

Zu Hause in Leipzig.

Bequem die neue Wohnung finden
Im App Store, bei Google play
und lwb.de: LWB-Wohnungen
Oder einfach anrufen: 0341 99 20

LWB

Kolumne



Schon groß

Ich gebe gerne zu, mich bisweilen wie ein kleines Kind zu verhalten. Ich mache Fruchtzwerge-Eis, springe (leider viel zu selten) auf Hüpfburgen herum und ich liebe es, den Film „Der König der Löwen“ anzusehen. Das sind Seiten infantilen Verhaltens, die das Leben schön machen. Dieser Text dreht sich jedoch um die Erkenntnis, dass es noch eine Stufe kindlicher geht.

Manchmal begegnen mir Kommilitonen, die ich eigentlich gerne mag. Und dann sagen sie Sätze wie: „Natürlich bezahlen meine Eltern alles. Ich weiß gar nicht, wie hoch meine Miete ist.“ Oder auch: „Ich hab mir noch keine Gedanken darüber gemacht, was ich werden will. Zur Not halt Pokémon-Trainer.“ In solchen Momenten läuft es mir eiskalt den Rücken hinunter. Denn diese Sätze hätten wir so oder so ähnlich auch mit 14 Jahren auf dem Schulhof wechseln können. Nun sind wir aber nicht mehr in der Pubertät, sondern Anfang oder Mitte 20. Die Pickel sind größtenteils verschwunden, der Schulabschluss hingegen ist längst vorhanden. Und trotzdem scheinen wir nicht viel selbstständiger und erwachsener geworden zu sein. Natürlich ist Jungsein hip, cool und so ziemlich das einzige Lebensstadium, in dem es sich aushalten lässt, wenn man Werbung und Marktforschern glauben will. Aber zum Jung-Sein gehört nicht automatisch ein gerüttelt Maß an weltfremder Naivität und finanzieller Abhängigkeit.

Wir sollten uns der Realität stellen und die sieht folgendermaßen aus: Ein Student ist ein Erwachsener – hyperbegabte Wunderkinder mal ausgenommen. Die Universität ist kein Versteck vor der Welt da draußen mit ihren Arbeitslosenzahlen und Vermögensberatungen. Außerdem geht irgendwann jedes Studium zu Ende und spätestens dann muss man, ein wenig Ehrgefühl und Selbsterhaltungstrieb vorausgesetzt, auf eigenen Füßen stehen. Arbeiten, am besten Vollzeit und unbefristet. Sich krankenversichern, und zwar selber und nicht über Papa. Steuern zahlen, nicht zu viel und nicht zu wenig. Doch woher bekommt man den richtigen Job, welche Versicherung passt und wie sieht eine Steuererklärung aus? Alles recht eklige Themen, die man gerne vor sich herschiebt wie Kinder ihre Hausaufgaben. Wir allerdings sind schon groß. Ab und zu sollten wir uns auch so benehmen.

Doreen Hoyer

**MEINUNG
ZU SEITE FÜNF**

Als ich noch sehr klein war, wollte ich wegen Krimserien wie „Matlock“ Rechtsanwalt werden. Ein Schülerpraktikum in einer Kanzlei trieb mir dies jedoch wieder aus, schien deren Handwerk doch mehr aus Paragrafenreiterei denn aus spannenden Kreuzverhören zu bestehen. Eine wertvolle Lektion. Dann wollte ich Journalist werden – verwarf dies jedoch, weil ich Paparazzi nicht mochte. Irgendwann kam ich planlos an die Uni, studierte Germanistik, später Philosophie. Und trotz Abschluss entschied ich mich, beruflich lieber das zu tun, was ich während meines Studiums ehrenamtlich getan hatte. Ironischerweise kam ich so Dank gewonnener Berufsperspektiven zurück zum Journalismus.

So richtig wusste ich bei all diesen Zielsetzungen und Entschlüssen nie,

was sie implizieren würden. Ich traf, wie man so schön sagt, keine informierten Entscheidungen. Dies ist so früh von einem Schulkind auch gewiss noch nicht zu erwarten – doch selbst später auf dem Gymnasium bekamen wir nur Schlüssellochblicke auf die sogenannte richtige Welt. Selig sei die Person, die sich zu dieser Zeit schon sicher ist, welcher Arbeit sie die nächsten Jahrzehnte nachgehen will. Trotzdem soll man sich – wenn man denn eine erfolgreiche Karriere haben will – für einen Studiengang entscheiden, heißt es doch, ohne Hochschulabschluss geht nichts. So hat man die Wahl zwischen in der Regel hochspezialisierten Fächern: Sie reichen von meist naturwissenschaftlich und auf einen konkreten Beruf ausbildend bis hin zu meist geisteswissenschaftlich und „damit kann man

alles und nichts machen“. Junge Menschen, die nicht nur nicht wissen, welche Berufung sie haben, sondern sich vielleicht noch nicht einmal über ihre Leidenschaften sicher sind, durch die so eine Berufung gefunden werden kann, haben somit nur eine gezinkte Wahl: Entweder auf Nummer Sicher gehen, weil da die Karrierechancen relativ gut scheinen, oder aber einfach zu riskieren, dass die berufliche Zukunft vielleicht in einer schönegeistigen Sackgasse endet, aber immerhin klingt das Fach recht interessant. Eine Gesellschaftspolitik, die sich wichtige Innovationen sowieso nur von den ausgesiebten Eliten verspricht, muss sich gewiss nicht sonderlich daran stören, wenn das reine Verwalten des Status quo von nunmehr desillusionierten aber immerhin akademischen Fachkräften um-

gesetzt wird, die sich irgendwann Mal für einen geradlinigen und relativ vergebungslosen Karrierepfad entschieden haben, als sie es noch gar nicht besser wussten. Ich sehe darin jedoch ein Problem.

Die Zunahme der pädagogischen Verschulung ist gewiss problematisch. Doch die nicht ausreichend Disziplinen übergreifende, zu starke Spezialisierung der Wissenschaften und das zu frühe Festlegen und Zurechtgestutztwerden auf eine Fachrichtung sind noch viel schlimmer. So kommt doch jede wirklich informierte Entscheidung viel zu spät. Darum ist das Ideal des Studium generale und dessen Umsetzung so grundsätzlich wichtig. So lernt man dann vielleicht wirklich mal fürs Leben – und nicht nur für Schule, Uni oder den Markt.

Knut Holburg

Eigenanzeige

**MEINUNG
ZU SEITE ZWEI**

Wider die Naivität

Drittmittelabhängigkeit drängt Hochschulen Richtung Rüstung

Die Freiheit der Forschung wird durch die Zivilklausel bedroht – soweit die Theorie der Zivilklausel-Gegner. Doch was für manch freiheitsliebenden Pazifisten wirkt wie ein kniffliger Abwägungsprozess, ist nicht mehr als ein durchschaubares Ablenkungsmanöver. Die Zivilklausel ist keine Gefahr für die Forschungsfreiheit und sollte gerade für deutsche Universitäten eine Selbstverständlichkeit sein.

Die Argumente gegen die Klausel klingen zunächst plausibel: Niemand wird beispielsweise Thomas de Maizière widersprechen wollen, wenn er sagt, dass eine Zweck- und Zielpfung der Forschung nicht in Ordnung ist und die Freiheit des einzelnen Forschers gewahrt bleiben muss. Die Realität an deutschen Hochschulen ist aber bekanntlich schon längst eine andere: Willst du forschen,

brauchst du Drittmittel. Willst du Drittmittel, müssen Ergebnisse produziert werden, die dem Geldgeber nützen. Von Forschungsfreiheit kaum noch eine Spur.

Doch auf Glaubwürdigkeit kann dieses Manöver ohnehin nicht ausgelegt sein, denn gerade das schwarz-gelbe Lager betet seit Jahren das Mantra herunter, die Universitäten müssten zuvorderst wirtschaftlichen Interessen genügen: Mehr Ingenieure, mehr Praxisbezug und ein schnelleres Studium sowieso. Zeitgleich werden durch massive Kürzungen in den Bildungsetats weiterhin Abhängigkeiten zur Wirtschaft gefördert. Bei mancher Abschlussarbeit ist die dringlichste Frage doch heute schon „Was interessiert das Unternehmen?“ Würde man es wirklich ernst meinen mit der Förderung der Forschungsfreiheit, muss-

te man die Hochschulen erst einmal in die Lage versetzen, Drittmittel auch ablehnen zu können. Nichts spricht dafür, dass sich an der Drittmittelabhängigkeit etwas ändert, nur weil der Geldgeber Heckler & Koch heißt. Dafür kann man in diesem Fall aber davon ausgehen, dass Millionenumsätze mit Mordwerkzeugen gemacht werden, die über Umwege auch garantiert wieder in den „falschen“ Händen landen.

Und selbst wenn man all dies in einem Anflug größtmöglicher Gesinnungslumperei ignoriert, mangelt es noch immer völlig an Transparenz: Wenn die militärische Forschung doch so unproblematisch ist, wie gern von Gegnern der Klausel suggeriert wird, sollte doch eine vollkommen transparente Drittmittelvergabe und Themenwahl keine große Hürde sein. Was genau aber die mili-

tärische Forschung umfasst, wer sie in welchem Umfang finanziert und zu welchen Ergebnissen sie kommt, bleibt meistens geheim. Die Studenten sollen zwar die militärische Forschung an den Universitäten mittragen, etwas Näheres darüber erfahren dürfen sie aber genausowenig, wie der Rest des zahlenden Volkes. Stattdessen soll man sich auf die „Indienerehrenworte“ von Politikern verlassen, die gerne mal Panzer an diktatorische Regime verhökern oder bereits Schmiergelder von Wafenschiebern kassiert haben.

Nein, eine solch unkritische, fast schon naive Einstellung zur Rüstungspolitik und Militärforschung ist einer Demokratie einfach nicht würdig – insbesondere dann nicht, wenn man sich laut Grundgesetz zum Frieden verpflichtet sieht.

Christian Döring

Lernen zu entschleunigen

Was das „Studium generale“ in Deutschland und Europa ausmacht

Unser Bildungssystem ist vom Streben nach Exzellenz, Spezialisierung und Beschleunigung geprägt, diese Tendenz zieht sich von der Grundschule bis zur Uni durch“, sagt Dominik Becher. Er ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Anglistik und plädiert für eine Entschleunigung der Gegenwart – etwa im Sinne einer allgemeinen Bildung. Als Student setzte er sich in Vorlesungen verschiedenster Fächer. „Die Erfahrung mit meinen Studenten ist, dass das heute die wenigsten machen, weil der Stundenplan so eng ist“, berichtet Becher, „insofern sind wir eher ein Modell, um zu zeigen, dass man auch anders lernen kann.“ Becher koordiniert das „Studium universale“ an der Universität Leipzig. Die fakultative, oft populärwissenschaftlich gefärbte Vorlesungsreihe bietet eine fächerübergreifende, humanistisch orientierte Bildung für Studenten und alle Interessierten in Stadt und Land. Solche „Studia generalia“ gibt es an vielen deutschen und allen niederländischen Hochschulen. Woher stammt dieser Gedanke?

Im Mittelalter bedeutete das Studium generale einfach nur „Universität“, das heutige Pendant entstand aus der westdeutschen Hochschulreform der Nachkriegszeit. In den Niederlanden wurde das Angebot eines freiwilligen Studium generale sogar zur Pflicht. Vielerorts hat es sich mittlerweile zu einem breiten kulturellen Programm entwickelt.

1988 boten fast die Hälfte der westdeutschen Universitäten ein Studium generale an. Als Korrelat könnte man das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium der DDR ansehen. Aus Protest gegen den Versuch, dieses nach der Wende ohne nennenswerte personelle Veränderung als Studium generale fortzuführen, entstand in Leipzig das Studium universale. So bekam die Ägyptologin Elke Blumenthal vom Rektorat den Auftrag zu einer Vorlesungsreihe. Mit dem Thema „Was ist der Mensch?“ begann 1992 das Studium universale.

Für das laufende Semester hat der vom Anglistikprofessor Elmar Schenkel geleitete interdisziplinäre Arbeitskreis das Thema „Rad“ gewählt. „Aus allen Fachrichtungen werden Redner eingeladen, die zum Rad etwas zu sagen haben“, erklärt Becher, „wir haben oft auch Redner vom Grassi-Museum, vom Zeitgeschichtlichen Forum oder auch Künstler bei uns.“ Die Zuhörerzahl variiert zwischen 80 und 150 Personen – im Winter mehr, im Sommer weniger. „Das Publikum ist wechselnd, aber es sind um die 60 bis 80 Leute, oft Alumni, die uns treu sind“, sagt Becher und fügt hinzu: „Wenn man die Veranstaltungen regelmäßig besucht, ist der Effekt unglaublich – die Perspektiven, die sich eröffnen! Manchmal ist es auch eine Herausforderung, für sich selbst die Verknüpfungen herzustellen.“

Einen anderen Ansatz verfolgt die Leuphana-Universität Lüneburg.



Das Rad fest im Griff: Dominik Becher

Foto: Alex Schlee

2007 startete hier ein zu einem Drittel fächerübergreifendes Studienmodell. Ermöglicht haben dies die Bedingungen vor Ort. Durch die Fusion von Universität und Fachhochschule musste ohnehin etwas Neues geschaffen werden“, berichtet Karin Beck, geschäftsführende Leiterin der Universität. „Wir haben die Möglichkeiten der Bologna-Reform bis an die Grenzen ausgeschöpft. Einer der Aspekte war ja ein eigenes Profil zu entwickeln.“ So ist das erste, das Leuphana-Semester fast vollständig fächerübergreifend und die weiteren sind es zum Teil. „Wir hoffen immer, dass in den Seminaren Leute aus verschiedenen Fächern zusammensitzen“, sagt Beck und beobachtet: „Es ist interessant, wie stark die Identifi-

kation mit dem Fach schon im ersten Semester ist – fragt man nach dem Hauptfach, bekommt man häufig ‚Ich bin Kulturwissenschaftlerin‘ als Antwort.“

Carla Vollert war 2007 im allerersten Jahrgang des Leuphana-Semesters. Heute blickt sie mit gemischten Gefühlen zurück. „Ich fand es schade, dass es keine kleineren Gruppen gab. Wir waren mehrere hundert Studenten und ich habe mich im ersten Semester ziemlich verloren gefühlt.“ Inzwischen sind unter anderem zusätzliche Tutorien eingerichtet worden. „Insgesamt haben mir das Studium und die Interdisziplinarität sehr gefallen“, fasst Carla zusammen. Aufgabe des Leuphana-Semesters sei es, aufs Leben vorzubereiten, sagt Karin Beck:

„Die großen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme lassen sich nur interdisziplinär lösen.“ Inzwischen probt man in Lüneburg bereits den nächsten Schritt: ein komplett selbst zusammengestelltes Studium individuale. „Ich würde befürworten, dass sich mehr Universitäten offen Gedanken darüber machen, was sie wirklich als Bildungsziel wollen und dementsprechend ihr Studium aufbauen“, sagt Beck. Das bedeute nicht zwingend ein Modell wie an der Leuphana.

Diesem Gedanken kann Claus Altmayer, Prorektor für Bildung und Internationales der Universität Leipzig, nur zustimmen: „Das Lüneburger Modell finde ich persönlich hoch interessant, sehe aber in nächster Zukunft wenig Aussicht, hier etwas Ähnliches umsetzen zu können.“ Das läge vor allem an den unterschiedlichen Bedingungen in Leipzig. Aber auch hier habe man den Bologna-Prozess sehr ernst genommen. Das Studium universale geht für ihn in eine andere Richtung. „Es ist auch und vielleicht vor allem eine Art Aushängeschild der Universität, insbesondere an die interessierte Öffentlichkeit der Stadt“, erklärt Altmayer.

Es ist die Aufgabe von Dominik Becher, es künftig etwa mit der Kinderuni und den Sonntagsgesprächen enger zu verknüpfen. Am 17. Juli ist alles, was Räder hat, zu einem Umzug durch Leipzig eingeladen. Antike Räder, Kaffeeräder, Skater und Seifenkisten – je unkonventioneller, desto besser. **Amina Kreusch**

Keilerei um die Futtertröge

Streit in der Hochschulrektorenkonferenz – Schücking fällt bei Präsidiumswahl durch

Immer wieder brodelt es in den vergangenen Monaten in der Hochschulrektorenkonferenz (HRK). Nun ist der Deckel vom Topf geflogen: Auf ihrer Mitgliederversammlung im Mai durchkreuzten die Rektoren der deutschen Hochschulen die Pläne ihres Präsidenten Horst Hippler und ließen die Leipziger Universitätsrektorin Beate Schücking bei der Wahl ins HRK-Präsidium durchfallen.

Der Aufstand der Rektoren kam mit Ansage. Schon Ende 2012 regte sich Unmut. HRK-Präsident Hippler wetterte damals gegen den Bachelor und steht seit jeher wegen seines angeblich ruppigen Umgangs mit Kollegen in der Kritik. Dennoch wählte die Mitgliederversammlung vor einem halben Jahr zwei neue Rektoren ins Präsidium und bestätigte zwei weitere im Amt. Dem neuesten Wahlvorschlag Hipplers wollte die Mehrheit der Mitglieder zum Leidwesen der Leipziger Uni-Rektorin jedoch nicht mehr folgen.

„Ich bedauere das außerordentlich. Ich kenne und schätze Frau Schücking als gute und engagierte Wissenschaftlerin und Rektorin“, erklärt Peter-André Alt, Präsident

der Freien Universität Berlin. Bedauern äußert auch Ernst Schmachtenberg, Rektor der Technischen Hochschule Aachen: „Ich schätze Kollegin Schücking als eine kluge und umsichtige Rektorin und hätte mir gewünscht, dass die neuen Bundesländer mit einer ihrer bedeutenden Hochschulen im Präsidium vertreten sind.“

Beide repräsentieren zwei umstrittene Verbände: Alt ist stellvertretender Vorstandsvorsitzender des Universitätsverbundes U15, zu dessen Mitgliedern die Uni Leipzig zählt, Schmachtenberg ist Präsident der TU9, eines Zusammenschlusses Technischer Hochschulen, darunter die TU Dresden. Beide Organisationen schreiben sich und ihren Hochschulen führende Eigenschaften auf die Fahnen, stehen jedoch spätestens seit der Veröffentlichung eines Offenen Briefes im Vorfeld der vergangenen HRK-Mitgliederversammlung stark in der Kritik.

Verfasser des Protestbriefes war Ulrich Radtke, Präsident der Universität Duisburg-Essen. Er bezeichnete U15 und TU9 darin als „Scheineliten“ und „Kartelle“. Die Mehrheit der in U15 und TU9 organisierten

Hochschulen würden nicht wirklich zu den internationalen Spitzenunis zählen: „Beide versuchen, durch eine schlicht postulierte, apodiktische Belegung der ‚Spitze‘ eine Art ‚pole position‘ im Kampf um die Futtertröge einzunehmen.“ Radtke warnte vor einem zu starken Wettbewerb zwischen den Hochschulen und den „Anfängen einer Kannibalisierung“ untereinander.

U15-Vize Alt verweist darauf, dass es zwischen den Hochschulen in Deutschland schon seit Jahrzehnten einen Wettbewerb gebe. Durch die Exzellenzinitiative hätten sich große Infrastrukturen an den Hochschulen entwickelt, die weiter finanziert werden müssten. Zudem ließen sich im Rahmen einer kleinen Gruppe wie der U15 verschiedene Interessen besser vertreten. In der HRK habe es schon immer Konflikte gegeben, die aber erst in letzter Zeit nach außen hin wirklich sichtbar geworden seien: „Wir müssen die Gegensätze innerhalb der HRK benennen und diese auch offen diskutieren.“

Ähnlich äußert sich auch Schücking. Sie verweist auf „viele Ungeheimheiten“ und „wenig rationale

Besorgnisse“. Ob sie sich noch einmal zur Wahl stellt, lässt sie offen: „Jetzt ist zunächst der Präsident gefragt, denn erst muss die Diskussion um Untergruppen und deren

Rolle in der HRK geführt werden. Letztlich ist dies eine Richtungsentscheidung für die HRK. Wie schnell dieser Prozess ablaufen wird, ist unklar.“ **René Loch**

Anzeige



„EU hat Interesse, Westbalkan zu integrieren“

Die Politologin Stefanie Rämmler über den Beitritt Kroatiens zur Europäischen Union

Kroatien wird ab 1. Juli das 28. Mitglied der Europäischen Union. Knapp 18 Jahre nach Ende des blutigen Unabhängigkeitskriegs von Jugoslawien erfüllt der Balkanstaat mit seinen knapp 4,5 Millionen Einwohnern die Aufnahmekriterien. Die Leipziger Politikwissenschaftlerin Stefanie Rämmler erklärt im Gespräch mit **student!**-Chefredakteur Robert Briest den Weg zum Beitritt und dessen Folgen.

student!: Welche Bedeutung hat der EU-Beitritt Kroatiens?

Rämmler: Sowohl für die Region Westbalkan als auch für Kroatien hat er eine enorme Bedeutung, vor allem aus wirtschaftlichen und Sicherheitsaspekten. Der EU-Beitritt und bereits die Anwartschaft darauf sind mit enormen finanziellen Hilfen verbunden. Es werden Projekte durchgeführt, die etwa bei der Restrukturierung des Rechtsstaates und Polizeiwesens helfen. Mit dem Beitritt ist auch ein enormer Sicherheitsaspekt verbunden. Die EU will vor ihren Toren und auch im Inneren ein größtmögliches Maß an Sicherheit erreichen. Sie hofft, durch eine Integration des westlichen Balkans einen Einfluss auf die Stabilität der Region zu haben.

student!: Das Assoziierungsabkommen zwischen EU und Kroatien,

ein wichtiger Schritt in Richtung Beitritt, wurde bereits 2001 unterzeichnet. Welche Entwicklungen hat das Land seitdem genommen?

Rämmler: In den letzten 15 Jahren hat sich das Regierungssystem von einem tendenziell präsidentiellem System mit einer starken Führerfigur hin zu einem stärker parlamentarischen System entwickelt. Auf politischer Ebene war Korruption ein großes Problem. Ein Beispiel ist der ehemalige Premierminister Ivo Sanader, der wegen Korruption während seiner Amtszeit (von 2003 bis 2009, Anm. d. Red.) zu zehn Jahren Haft verurteilt wurde. Problematisch für den EU-Beitritt war zudem die Frage der Bereitschaft, bei der Ahndung von Kriegsverbrechen aus dem Kroatien- und Bosnienkrieg mitzuwirken. Diese hat sich seit der kroatischen Mitwirkung bei der Verhaftung Ante Gotovinas (*Kroatischer General, der vom Internationalen Strafgerichtshof wegen Kriegsverbrechen zu 24 Jahren Haft verurteilt wurde, 2012 folgte jedoch der Freispruch, seine Auslieferung war umstritten*, Anm. d. Red.) verbessert. Zudem wurde Kroatien lange wegen seiner Minderheitenpolitik, insbesondere gegenüber den Roma, kritisiert. Die EU hat aufgrund deutlicher Fortschritte 2011 festgestellt, dass Kroatien die Beitrittskriterien erfüllt.



Politologin Stefanie Rämmler

Foto: Robert Briest

student!: Die kroatische Philosophin Nadezda Cacinovic hat die These aufgestellt, dass das feststehende Ziel EU-Beitritt zu einer Entpolitisierung der Gesellschaft geführt habe, da die Entwicklungsrichtung dadurch bereits vorgegeben gewesen sei. Würden Sie dem zustimmen?

Rämmler: Ja. Bisher war das Ziel der Außenpolitik wie auch der innenpolitischen Reformen der EU-Beitritt. Die Frage der Außenpolitik und innenpolitischer Konfliktlinien stellt sich nach dem Beitritt neu, denn dann kommen neue Themen auf die Tagesordnung. Das war schon bei der EU-Osterweiterung so. Es wird spannend, zu sehen, wie sich das Land hier positioniert. Innenpolitisch gibt

es wenig Spannungsthemen, lediglich den Widerstreit zwischen nationalistischen und linken beziehungsweise sozialen Bewegungen und auch dieser ist in den letzten Jahren verschwommen, da beide Parteienlager sich der Mitte zugewandt haben und sich den EU-Beitritt auf die Fahne geschrieben hatten.

student!: Am Beitrittsreferendum im letzten Jahr beteiligten sich nur 43 Prozent der wahlberechtigten Bürger, bei der ersten EU-Parlamentwahl vor zwei Monaten waren es nur 22 Prozent. Herrscht bei den Kroaten schon vor dem eigentlichen Beitritt eine EU-Müdigkeit?

Rämmler: EU-Müdigkeit möchte ich nicht sagen. Die Möglichkeiten der politischen Partizipation werden ja auch in Deutschland nur schwach wahrgenommen. Viele Kroaten sehen die Integration in den europäischen Wirtschaftsraum und die Sicherheitsaspekte als Vorteile, aber nehmen nicht wahr, dass sie auch politische Bürger der Union sind. Die politische Verbundenheit gilt in erster Linie noch dem Nationalstaat, nicht der EU.

student!: Slowenien ist schon seit 2004 EU-Mitglied, nun folgt Kroatien. Welche Beitrittschancen sehen Sie für den restlichen Balkan?

Rämmler: Es besteht das Interesse der EU, den Westbalkan zu integrieren, aber es ist eine Frage des Zeitraums. Aufgrund der innenpolitischen Diskussion, ob man sich die Aufnahme weiterer Mitglieder leisten kann, setzt die Union die Beitrittschancen mittlerweile relativ hoch. Slowenien musste 2004 circa 20 Kriterien erfüllen, heute sind es fast 40. Lange wurde Mazedonien als nächster Kandidat gehandelt, mittlerweile hat Serbien aufgeholt. Dagegen ist Bosnien-Herzegowina derzeit raus. Das Land hat im Zusammenhang mit den drei Ethnien (*Bosniaken, Serben, Kroaten*, Anm. d. Red.) mit vielen innenpolitischen Problemen zu kämpfen und erlebt seit Monaten einen politischen Stillstand.

Serie „Wissenschaftliches Arbeiten“: Teil 3

Wenn Daten erfunden werden

... und was die Beschaffenheit der Wissenschaftslandschaft damit zu tun haben könnte

In diesem Semester berichten wir in der Serie „Wissenschaftliches Arbeiten“ über plagierte Promotionen und Bausteine im wissenschaftlichen Bereich – im dritten Teil beschäftigt sich **student!**-Redakteur Jakob Simmank mit frei erfundenen Forschungsergebnissen.

Im Gespräch mit Immo Fritsche, Professor der Sozialpsychologie in Leipzig, fallen immer wieder die Worte „Transparenz“ und „Vertrauen“. Das ist kein Zufall. Immer noch wirken der Vertrauensbruch und die fehlende Transparenz in der wissenschaftlichen Arbeit Diederik Stapels nach, dessen Karriere 2011 in einem Skandal um frei erfundene Daten endete. Stapel war bis 2011 Dekan der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaft der Universität Tilburg und eine Art Popstar der Sozialpsychologie. Immer wieder schafften es seine Studien in die Massenmedien, unter anderem als Stapel scheinbar beweisen konnte, dass herumliegender Müll auf einem Bahnsteig dazu führe, dass wir in der Begegnung mit Menschen eher auf rassistische Stereotypen zurückgreifen.

Ein Untersuchungskomitee aus Professoren der Universitäten, an denen Stapel geforscht hatte, bestätigte Ende vergangenen Jahres, dass diese zum Teil in der renommierten Fachzeitschrift „Science“ publizierten Daten jedoch frei erfunden waren. „Der Fall hat die Community sehr erschrocken und eine Debatte in der Sozialpsychologie ausgelöst“, beschreibt Fritsche die Reaktion. In der Folge habe man am Leipziger Lehrstuhl neue Richtlinien zur Transparenz der Forschung und zur Erleichterung des sogenannten „whistleblowing“ erarbeitet, also des Anzeigens betrugsverdächtiger Kollegen. Denn der Bericht über den Fall Stapel konstatiert, dass dieser Mechanismus nicht gegriffen hat, weshalb es Jahre dauerte, bis der Betrug aufgeflog.

Derartige Skandale erschüttern von Zeit zu Zeit die Wissenschaftslandschaft, geistern ein paar Monate durch die Medien und führen bestenfalls dazu, dass Forschungsinstitute und Universitäten sich – jäh an die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis erinnert – bemühen, es Betrügnern schwerer zu machen. Insgesamt scheint es je-

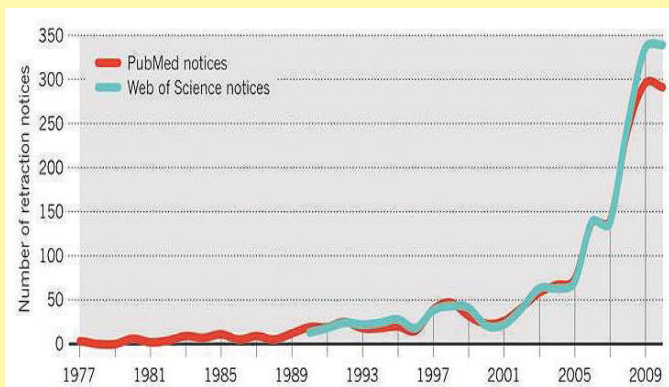
doch eine signifikante Zahl von Wissenschaftlern zu geben, die im kleineren Maßstab betrügen. In einer 2011 veröffentlichten Metaanalyse von Daten aus 18 Einzelstudien gaben zwei Prozent aller befragten Wissenschaftler zu, bereits Daten erfunden, gefälscht oder modifiziert zu haben. Wurden Pharmakologen und Mediziner gefragt, waren die Zahlen sogar signifikant höher. „Das“, so Autor Daniele Fanelli, „bekräftigt die wachsende Angst, dass das große finanzielle Interesse hinter medizinischer For-

sung selbige massiv beeinflusst.“ Aber warum werden auch in Disziplinen, in denen nicht unmittelbar ein finanzielles Interesse an der Richtung von Forschungsergebnissen besteht, Daten gefälscht?

In einer Wissenschaftswelt, in der Erfolg durch die Anzahl der Publikationen in angesehenen Zeitschriften und das Einwerben von Drittmitteln quantifiziert wird, herrsche natürlich ein massiver Druck, zu publizieren, erklärt Fritsche: „Dieser wird immer größer, je mehr man darauf hofft, eine Uni-

wie ein Wirtschaftsunternehmen führen zu können.“ Darüber hinaus habe die Zahl der grundfinanzierten Stellen an Universitäten zu Gunsten drittmittelabhängiger Stellen abgenommen. „Das erhöht die Kontrollierbarkeit des Wissenschaftsbetriebs und die Differenzierbarkeit nach Leistung, möglicherweise aber auf Kosten einer starken Orientierung an diesen externen Kriterien“, fasst Fritsche zusammen.

Auch Leipzig hat seinen Skandal, obschon das Medienecho klein war: Im Mai 2012 teilte das Universitätsklinikum mit, dass man sich einvernehmlich von Edward Shang, Professor am Integrierten Forschungs- und Behandlungszentrum Adipositas getrennt habe. Shang, der in Leipzig Magenverkleinerungen an stark übergewichtigen Patienten durchführte und als hervorragender Chirurg galt, hatte einen Großteil der Probanden für bis zu fünf seiner veröffentlichten Studien einfach erfunden. Die Studien waren in Mannheim entstanden, wo Shang vor seiner Leipziger Zeit gearbeitet hatte. Es ist wahrscheinlich, dass sie Anteil an seiner Berufung nach Leipzig hatten.



Rückzug: Die Anzahl hat stark zugenommen

Foto: Nature Publishing Group

Jakob Simmank

Schäumendes Getreide

Biotechnologiestudentin forscht am UFZ über die Schaumproblematik in Biogasanlagen

In Halle 1 des Umwelttechnikums am Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung (UFZ) klingt es wie in einem gewaltigen Bienenstock. In Glasbehältern unterschiedlichster Größe vergären Mikroorganismen Biomasse zu Methan, die Rührmotoren der Bioreaktoren summen im Einklang mit der Klimaanlage. Frederike Krieg öffnet eine Plexiglastür und hebt ein Glasgefäß mit blauem Schraubverschluss aus einem Wasserbad. Der Inhalt erinnert an braunen Schlamm, Schaumreste kleben an der Innenwand. „Für meine Praktikumsarbeit hole ich Gärmaterial aus Biogasanlagen und gebe unterschiedliche Mengen an Getreideschrot dazu, um zu schauen, in welchem Maß Schaum entsteht“, erklärt die Biotechnologiestudentin. Sie verbringt ihr Praxissemester am UFZ in Leipzig, eigentlich studiert sie an der Hochschule für Angewandte Wis-

senschaften Hamburg (HAW). Seit Februar experimentiert die 22-Jährige mit verschiedenen Getreidesorten und Mahlstufen und stellt den Gärprozess im kleinen Maßstab nach.

In mit nachwachsenden Rohstoffen betriebenen Biogasanlagen wird gemahlenes Getreide beispielsweise mit Maissilage und Gülle dem Biogasreaktor zugeführt. Die darin enthaltenen Mikroorganismen bilden schließlich Methan. Je nach Sorte und Beschaffenheit des Getreides kann das Gärmaterial jedoch schäumen. „Schaum ist ein Problem in Biogasanlagen“, erklärt Frederike, „Messsonden, Zu- und Ableitungen können blockiert werden.“ Sie schraubt den Deckel von dem Gefäß, das seit 24 Stunden im 37 Grad Celsius warmen Wasser gestanden hat, und deutet auf die drei Zentimeter hohe Schaumschicht: „Die messe ich mit dem Lineal aus. Danach nehme

ich Proben und untersuche sie unter anderem auf ihren Gehalt an Proteinen, Kohlenhydraten und organischen Säuren.“ Wir steigen die Treppe zum Labor hinauf. „Ich habe festgestellt, dass mit der feinsten Mahlstufe am meisten Schaum entsteht“, fasst sie ihre ersten Ergebnisse zusammen, „auf die Anlage angewendet wäre es also sinnvoll, eine gröbere Mahlstufe zu verwenden.“ Auch habe sich gezeigt, dass Hirse und Hafer weniger schäumen als die am häufigsten verwendeten und ertragreichsten Getreide Weizen und Roggen. Daraus könnten die Anlagenbetreiber etwa ableiten, den Weizen über den Tag verteilt zuzugeben, erklärt der Biotechnologe Andreas Zehnsdorf, Leiter der AG Bioprozesstechnik, in der Frederike ihr Praktikum absolviert. „Denn wenn eine Anlage einmal schäumt, hat man ein richtiges Problem“, erklärt Zehnsdorf, „es ist ein träges System mit Verweilzeiten bis zu über hundert Tagen.“ Falls das Gleichgewicht im Mikroklima der Anlage einmal gestört ist, kann es bis zu drei Monate dauern, bis sie wieder stabil läuft.

Frederike gefällt es in der AG Bioprozesstechnik. „Die Betreuung ist sehr gut“, sagt sie und fügt hinzu, dass manche Kommilitonen bei Praktika in der Industrie schon andere Erfahrungen gemacht hätten, aber „Das Feedback ist hier super.“ Der



Frederike Krieg

Foto: André Künzelmann

erste Kontakt zum UFZ ergab sich auf einer landwirtschaftlichen Messe. „Letztes Jahr war ich auf der Grünen Woche in Berlin“, erinnert sich Frederike, „an einem Stand vom UFZ bin ich mit Andreas Zehnsdorf ins Gespräch gekommen.“ So konnte sie ihre Bewerbung mit konkretem Projektvorschlag in der Schaumfor-

schung direkt an die Arbeitsgruppe richten. Sie wollte das Praktikum ohnehin am liebsten in einer Forschungseinrichtung absolvieren. Dort möchte sie vorerst auch bleiben. Nach dem Praxissemester wird Frederike für ihre Bachelorarbeit weiter am UFZ forschen.

Amina Kreusch

INFO Forschungspraktika am UFZ

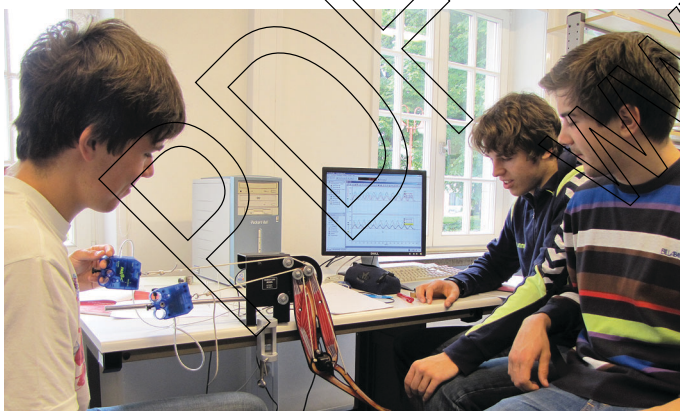
Üblicherweise schreiben die über dreißig Abteilungen des UFZ auf der Website freie Stellen für Diplomanden, Bachelorstudenten und Doktoranden zentral aus. Über eingehende Bewerbungen wird von den Mitarbeitern in den Arbeitsgruppen gemeinsam entschieden. In

vielen Abteilungen arbeiten durchgehend jeweils einige Diplomanden und Doktoranden. Zurzeit forschen 265 Doktoranden am UFZ, mindestens 35 von ihnen werden an der Universität Leipzig promovieren.

Mehr Informationen auf: www.ufz.de

Neues Labor für Sportler

Mit Ganganalysen und Sprungkraftdiagnostik können Studenten in Seminaren praktisch arbeiten



Kevin Schneider (l.) experimentiert am Muskelarm

Foto: jcz

Drei Sportwissenschaftlerinnen legen sich abwechselnd auf ein langes Brett, an dessen Ende eine Waage angebracht ist. Sie strecken ihre Arme in verschiedenen Positionen vom Körper weg – die Zahlen auf der Waage ändern sich dabei stets. Die Studentinnen sind dabei, ihren Körperschwerpunkt in dem neuen Biomechaniklabor der Sportwissenschaftlichen Fakultät zu ermitteln. Mit Beginn des Sommersemesters konnten Studenten die Räumlichkeiten in der Pausenhalle Nord in der Jahnallee erstmalig in Betrieb nehmen. „Das neue Lern- und Lehrlabor ermöglicht es Dozenten, die Theorie ihrer Seminare mit prak-

tischen Anwendungen zu verbinden“, sagt Maren Witt, Professorin der Sportbiomechanik.

Das Fachgebiet beschäftigt sich mit der Bewegungsanalyse und hat zum Ziel, die menschliche Leistungsfähigkeit zu optimieren. „Im Labor können verschiedene Bewegungen an Geräten nachempfunden und gemessen werden, so zum Beispiel die Rotationsgeschwindigkeit bei Drehungen im Eiskunstlauf“, sagt Witt. Die Messeinrichtung ist recht simpel gebaut: Ein Holzgestell fixiert ein Rad, das per Hand angedreht werden kann, an seiner Mittelachse. „Wir können damit unter anderem die Kraft, die bei der Längsachsendrehung auf den Kopf

einwirkt, ermitteln“, erklärt Witt, „Einsatz finden die Untersuchungen dann in der Verbesserung von Bewegungstechniken.“

Das 200.000 Euro teure Labor ist rund 200 Quadratmeter groß. „Bei dem Experiment werden Sensoren am Probanden angebracht. Wir nehmen sein Gehen auf Kameras auf und können anschließend dank der Sensoren die verschiedenen Winkel innerhalb der Bewegung in der Aufnahme messen“, erklärt Witt. „Die Plattform, auf der er geht, misst zusätzlich die Kraftwirkung der einzelnen Schritte.“ So lassen sich zum Beispiel Fehlstellungen des Körpers erkennen. Die Diagnosen können in der Rehabilitation und in Zusammenarbeit mit der Orthopädie angewendet werden.

Die Übungen im Labor finden in Gruppenstärken von etwa drei bis fünf Studenten statt. Kevin Schneider studiert im vierten Bachelorsemester Sportwissenschaften. Zusammen mit zwei seiner Kommilitonen erhebt er Daten am sogenannten Muskelarm – ein Modell, das einem echten Arm grob nachempfunden ist. „Wir bringen ein Gewicht an der ‚Hand‘ an und können dann mittels einer Aufwärtsbewegung die Muskelaktivität des Bizeps ermitteln“, erklärt Kevin. Ein mit dem Messgerät verbundener Computer visualisiert die verschiedenen Be-

wegungskurven. „In der Vorlesung lernen wir nur Theorie. Man hört alles und vergisst vieles schnell. Im Labor haben wir hingegen einen konkreten Praxisbezug. Damit lässt sich vieles leichter vorstellen und einprägen“, sagt Kevin.

Nicht nur in Seminaren findet das Labor Anwendung. Für die etwa 15 verschiedenen Abschlussarbeiten

und eine Reihe von Projekten können Sportwissenschaftsstudenten die Räumlichkeiten nutzen. Für Maren Witt verbessert das neue Biomechaniklabor deutlich die Lehre an der Fakultät. „Auch von Studenten haben wir bisher sehr gute Rückmeldungen erhalten“, sagt die Professorin.

Julia-Marie Czerwonatis

Anzeige

Vom Snackpaten Prof. Horst

Rumpowski empfohlen.

4xNEU

WURZENER

Zum verrückt werden

Wie eine Redaktion auszog, um bei „Villen des Wahnsinns“ das Fürchten zu lernen

Voller Misstrauen betritt die Heldengruppe aus Ermittlern vorsichtig das herrschaftliche Anwesen. Das Foyer schimmert im Kerzenlicht und irgendwo in der Ferne ertönt ein gellender Schrei. Offenbar völlig verunsichert und in Panik laufen die Ermittler in verschiedene Richtungen davon. Ausgezeichnet – denke ich mir und lege die Fingerkuppen aneinander: Diese Villa wird ihr Grab sein! Die Jule alias „Ashcan“ Pete geht mit Gitarre und Jagdhund Duke bewaffnet ins obere Stockwerk, als ich dem Pete dem Wahnsinn gleich ein Stück näher bringe: Ich lasse eine Hexe vor seiner Nase erscheinen, die ihn in Angst und Schrecken versetzt.

Muhahaha! Ich befehle der Hexe anzugreifen! Sie nähert sich, holt aus und ... attackiert die vor die Tür geschobene Kommode. Hä? Ich gucke auf die soeben von mir gezogene Kampfkarte für humanoide Monster. „Monster vs. Barrikade“ steht



Verwegene Abenteurer in der Gruselvilla

Foto: René Loch

da. Was soll denn der Mist? Den dummen „Ashcan“ Pete soll sie angreifen! Na gut, die Jule ist am Zug. Sie lässt ihren Pete seinerseits zum Angriff blasen. Und die Karte sagt: „Fernkampfangriff“. Pete greift also an seine Seite, will die Schusswaffe hervorholen ... und greift ins Leere.

„Das ist ja doof“, sagt Jule. Der Pete hat nämlich weder ein Schießisen noch Ninjawurfsterne oder dergleichen. Ich hole erneut das Regelheft zum Brettspiel „Villen des Wahnsinns“ hervor und gucke nochmal in das sogenannte Bewahrerhandbuch, das nur ich als böser

Overlord der Villa einsehen darf. Da beginnen die anderen wieder zu stöhnen, sagen sowas wie „Boah ey, nich schon wieder die Regeln“, „Das ist ja wirklich doof“ und „Das ist ja voll undynamisch und man ist so passiv und irgendwie macht das Kämpfen keinen Spaß und boah, nich schon wieder die Regeln!“

Ich antworte: Naja, das ganze Spielsystem ist echt kompliziert. Da gibt es ein paar dutzend Monsterfiguren und Karten und Marker. Es gibt Requisitenmarker, Gewebeprobmarker, Drohmarker, Hornmarker und Bewahrerkarten, Türschlosskarten, Mythoskarten, Zauberkarten und so weiter. Und ja, nicht nur das mit den Kampfkarten hab ich durcheinander gebracht, und davor das mit den Traumakarten und der Fluchtversuchsoption und wenn ihr nur ungeduldig rumquengelt, während ich als Bewahrer mir stundenlang den ganzen Stuss durchlesen und euch dann erklären

muss, dann kann man auch schon mal eine Regel falsch verstehen!

Was so schade ist, weil „Villen des Wahnsinns“ doch bestimmt voll spannend und aufregend sein kann. Das basiert immerhin auf dem legendären „The Call of Cthulhu“-Universum! Da gibt es Prophezeiungen, gräuliche Attentate, Dimensionsportale und grässliche Monster, die einen verrückt werden lassen. Da schleichen die Ermittler durch Katakomben, erwehren sich schrecklicher Kreaturen und verhindern mit etwas Würfel- und Kartenglück das Ende der Welt. Das könnte durchaus großartig werden! Wenn denn die Spielmechanik auch hinhaut und somit die Atmosphäre greift. Wären doch nur die Regeln nicht so kompliziert! Beim nächsten Mal wird's ganz sicher toll. Beim nächsten Mal, beim nächsten Mal ...

Knut Holburg
Heidelberger Spieleverlag; ca. 60 Euro

„Zumba ist wie eine Party“

... bei der 800 Leute auf der Warteliste stehen



Kirsty Wells

Foto: privat

Mittwochabend, die Boxhalle der Sportwissenschaftlichen Fakultät füllt sich rasch. Die Musik geht an. Die lateinamerikanischen Töne gefallen mir gut. Dazu sollte sich doch locker die Hüfte kreisen lassen. Und los geht's! Fünf Schritte nach links, fünf Schritte nach rechts und einmal im Kreis. Eigentlich wiederholen sich die Bewegungen, aber ganz so einfach zu merken sind sie nicht.

Hochkonzentriert haftet mein Blick auf den Bewegungen der Zumba-Trainerin, die ich versuche nachzutanzten. Arme und Beine müssen unterschiedlichen Rhythmen nachgehen. Das ist schon mal ein Problem für mich. Ich komme ständig durcheinander. Dann ein Blick in den Spiegel. Von heißem lateinamerikanischen Temperament kann in dieser Tanzabfolge keine Rede sein. Die Bewegungen, die bei der Zumba-Trainerin locker fließend und rhythmisch aussehen, wirken bei mir eher steif und unbeholfen. Egal, ich versuche, die Schritte weiterzuverfolgen und mich nicht in

Details zu verlieren, so kann ich lockerer werden. Beruhigend: Links und rechts von mir sehe ich auch andere Mädels, die sich in die falsche Richtung drehen oder bei denen die Hüfte nicht so locker schwingt, wie sie sollte. Hauptsache man tritt dem Nachbarn nicht vor lauter Überforderung auf den Fuß oder schlägt ihn versehentlich ins Gesicht, es ist schließlich eng.

Tanzen wie bei einer Party und dabei besonders viele Kalorien verbrennen, lateinamerikanische Musik und einfach zu erlernende Choreografien – das sei Zumba. Die Teilnehmer hier bestätigen das: Man hört und liest überall davon, es macht Spaß und ist gesund für die Gelenke“, ist Anne Bennewitz überzeugt. Sie ist dieses Semester das erste Mal bei Zumba und angehen von dem Tanzsport.

Die Anfänge des Trendsports liegen bereits in den 90ern bei dem kolumbianischen Tänzer und Choreografen Alberto Perez. Nach großem Erfolg im eigenen Land brachte er Zumba in die Vereinigten Staaten, wo der Sport ebenfalls einschlug.

Seit 2001 ist Zumba eine eingetragene Marke. Angehende Zumba-Trainer müssen an speziel-

Trainer müssen eine Lizenz erwerben

len Kursen teilnehmen und ein Zertifikat erwerben. Erst dann bekommen sie DVDs mit verschiedenen Choreografien und ausgewählter Musik. Diese Tanzeinheiten zu Musik wie Salsa, Merengue und Belly Dancing kombiniert gibt es nur für die Zumba-Mitglieder. In jedem Fit-

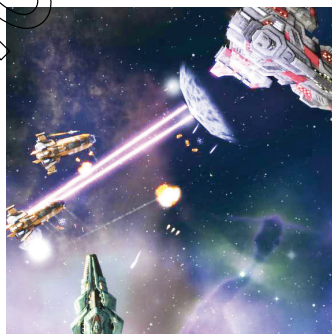
nessstudio sind die Kurse überfüllt, beim Hochschulsport sogar direkt ausgebucht und aus allen Ecken höre ich von Freunden, die jetzt Zumba angefangen haben, wie viel Spaß der Sport macht. Kirsty Wells gibt seit etwa einem Jahr Kurse für Leipziger Studenten und kann die aufgekommene Popularität des Sports bestätigen: „Die Kurse waren dieses Mal innerhalb von 30 Sekunden ausgebucht – 800 Leute stehen auf der Warteliste.“ Allerdings scheinen nur die Frauen begeistert zu sein. In diesen Kurs hat sich bisher jedenfalls nur selten ein Mann verirrt, wie ich zu hören bekomme. „Ein Mann würde sich hier nie trauen mit so vielen Frauen in einen Raum zu gehen“, sagt die Kanadierin. Und dabei ist Zumba von einem Mann erfunden worden.

Die Stimmung unter den Mädels ist jedenfalls großartig. „Es ist nicht so stupide wie joggen. Es macht unheimlich viel Spaß, man kommt ins Schwitzen und merkt nicht wie die Zeit vergeht“, sagt Karoline Böhme, Lehramtsstudentin und Teilnehmerin des Zumbakurses. Es wird im Kreis und durcheinander getanzt, zwischendurch gibt es auch freudige „Whoo“-Schreie. So kommt sichtlich Stimmung auf und man lernt zudem tolle Tanzmoves. „Zumba ist wie mit Freundinnen tanzen gehen, nur ohne Alkohol“, sagt Kirsty Wells. Vielleicht ist es das, was die ganzen Leute so begeistert. Zumba ist in der Tat wie eine Party. Und genauso locker sollte man darangehen. Auch wenn ich heute für mich noch nicht von „einfach zu erlernenden Choreografien“ sprechen kann, ich würde wieder kommen! Vorausgesetzt ich finde noch einen Platz im Kurs.

Corinna Schultz

Bis zur Unendlichkeit

PC-Strategiespiel „StarDrive“ im Test



Abgespaced

Foto: Iceberg Interactive

Der Weltraum: Unendliche Weiten ... Sternzeit April 2013 veröffentlichte Zero Sum Games „StarDrive“, ein Echtzeit-Strategiespiel, in dem der Spieler seine Qualitäten als Flottenkapitän und Kanzler einer Föderation unter Beweis stellen muss.

Anfangs gilt es eine der acht Rassen – darunter Insekten und Samurai – zu wählen, die bestimmte Vor- und Nachteile haben. Angekommen im All findet man sich in einem eher tristen 2D-Universum wieder, das zunächst sehr kleinteilig erscheint. Für einen guten Überblick bedarf es einer weiten Perspektive, die jedoch die Schiffe derart verkleinert, dass es unmöglich ist diese zu koordinieren. Folglich ist man ständig mit Rein- und Rauszoomen beschäftigt. Da die Tutorials von so mieser Qualität sind, ist der Spieler von Beginn an praktisch so ziemlich auf sich allein gestellt. Nach anstrengenden Testrunden findet man sich aber zurecht und kann sich an eine der Hauptaufgaben des Spiels wagen: den Schiffbau.

Jedes der Schiffe lässt sich individuell gestalten. Je nach Technologiestand können sie mit allerlei Kanonen und Panzerungen bestückt

werden. Bastler werden damit ihre helle Freude haben, doch für den auf Action ausgerichteten Spieler kann das Gestalten gerade größerer Schiffe ziemlich nervenaufreibend werden. Einmal fertiggestellt zeigen sich die Jäger und Bomber jedoch nicht als Garant für epische Weltraum-Schlachten, die Dynamik leidet doch arg unter deren schlechter Manövrierfähigkeit. Die Raumschiffe sind letztlich annehmbar design, aber sicherlich keine Augenweide. Der monotone Sound rundet die triste Atmosphäre ab.

Entscheidend in „StarDrive“ ist außerdem die Kolonisation: Mithilfe von Kolonie-Schiffen muss der Spieler sein Sternenimperium ausweiten. Doch zu dessen Erhalt bedarf es des Transports von neuen Kolonisten, Nahrung und anderen Industrieerzeugnissen, denn die wenigsten Planeten können sich selbst versorgen. Mit dem Schiffbau und der Kolonisation erschöpft sich aber auch schon die Globalstrategie des Spiels, denn weitere Möglichkeiten zum Aufbau des eigenen Imperiums gibt es nicht. Beschäftigt halten einen aber immerhin die restlichen sieben Rassen, die je nach Schwierigkeitsgrad und eigenem diplomatischen Geschick mal mehr oder weniger mit Krieg und Frieden auf Trab halten können.

„StarDrive“ ist ein Spiel mit Potential, das jedoch einiges an Geduld verlangt. Die lange Eingewöhnungszeit aufgrund der schlechten Tutorials schmälert das Spielerlebnis anfangs stark. Aber erstmal reingefuchst ist „StarDrive“ durchaus eine Herausforderung für Strategiefreunde, die nicht unbedingt langfristige Spielmotivation erwarten.

Christopher Geißler
Bereits erhältlich; ca. 30 Euro

„Den Spagat schafft der MDR nicht allein“

Intendantin Karola Wille über die Schwierigkeit, Rundfunk für alle zu machen

Karola Wille ist erst die zweite Intendantin in der Geschichte des Mitteldeutschen Rundfunks (MDR). Im Herbst 2011 beerbte sie Udo Reiter, der den Sender durch die ersten 20 Jahre geführt hatte. Wille, 1959 in Karl-Marx-Stadt geboren, studierte Jura und dozierte an der Universität Leipzig, bevor sie 1991 als Referentin zum MDR ging. Mit den **student!**-Redakteuren Doreen Hoyer und Robert Briest sprach sie über den vermeintlichen Gegensatz von Jugend und MDR und erklärte, warum sie ihre Ostbiografie für einen Vorteil hält.

student! Für wen macht der MDR Fernsehen?

Wille: (lacht) Für alle in Mitteldeutschland: in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen.

student! Diese Einschätzung teilt nicht jeder. Der MDR hat das Image eines Rentnersenders. Wie gehen Sie damit um?

Wille: Da wir eine solidarisch finanzierte Rundfunkanstalt sind, bin ich fest davon überzeugt, dass wir Angebote für alle in der Gesellschaft machen müssen. Man muss bei der Betrachtung des MDR auch Hörfunk und Teledienste beachten und nicht nur das Fernsehen. Im Hörfunk haben wir es über die Jahre mit jungen Wellen wie MDRSputnik geschafft, auch einen Teil der Jugend zu erreichen. Zudem nutzen wir die Möglichkeiten der neuen Medien und sprechen durch attraktive Angebote auf Facebook auch jüngere Leute mit Inhalten an, damit sie auch auf diesen Sender aufmerksam werden. Ich könnte jetzt sagen, wir sind im Fernsehen super aufgestellt und haben mit 62 Jahren das jüngste Fernsehprogramm unter den Dritten der ARD ...

student! Kann 62 Jahre der Anspruch sein?

Wille: Nein, das ist er nicht. Es ist allerdings ein schwieriges Unterfangen, Menschen vom Kleinkindalter bis hin zu 80-, 90-Jährigen in einem Fernsehprogramm zu versammeln. Wir modernisieren derzeit unsere TV-Inhalte. Dazu gehören neue Gesichter, dazu gehört die Trennung von bestimmten Sendungen und die Aufnahme neuer Sendungen. Man spürt die Programmauffrischung meines Erachtens an den unterschiedlichsten Stellen im Programm. Wir stellen fest, dass wir mit bestimmten Sendungen auch 50- und 40-Jährige erreichen – die Jüngeren sicherlich schwieriger. Deswegen bin ich davon überzeugt, dass die ARD, möglichst gemeinsam mit dem ZDF, die Digitalkanäle nutzen muss, um ein Fernsehprogramm – ergänzt um Radio und Online – anzubieten, das auf die Bedürfnisse und die Nutzungsgewohnheiten junger Leute zugeschnitten ist. Wir werden diesen Spagat mit dem MDR-Fernsehen allein nicht schaffen. Dennoch versuchen wir auch Zeichen zu setzen. In Erfurt haben wir das jüngste Tatortteam und im



Will das MDR-Programm weiter modernisieren: Karola Wille

Foto: Robert Briest

Weihnachtstort mit Nora Tschirner und Christian Ulmen ganz junge Gesichter, die auch unter jungen Menschen bekannt sind. Wichtig ist bei den Veränderungen aber auch, dass wir die älteren Zuschauer nicht verlieren.

student! Ist das Image schwerer zu ändern als das Programm?

Wille: Ja. Ein Image entsteht über Jahre und verschwindet über Jahre.

student! Als Intendantin sind Sie im Herbst 2011 angetreten, um ein Zukunftskonzept namens „MDR 2017“ zu verwirklichen. Was verbirgt sich dahinter?

Wille: Wir haben in klaren Botschaften formuliert, was wir sein wollen: Der MDR will erstens für alle da sein. Zweitens möchten wir die glaubwürdige und starke Stimme des Ostens sein – aber nicht im Sinne von Nostalgie. Wir wollen Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen so zeigen, wie sie wirklich sind. Eine moderne Region, die eben nicht in erster Linie von Rechtsextremismus und Kriminalität geprägt ist. Drittens wollen wir ein Multimediahaus sein. Die Medieninhalte lösen sich von den Geräten und Verbreitungswegen, das nennt man Medienkonvergenz. Um mit dieser Konvergenz Schritt zu halten, müssen wir die richtigen Angebote auf der richtigen Plattform entwickeln und Qualität bieten. Die Leute zahlen schließlich Rundfunkbeiträge und sollen dafür auch hochwertige Inhalte bekommen. Viertens wollen wir frei und für jedermann zugänglich sein und bleiben – das finde ich besonders wichtig.

student! Sie sind die einzige ARD-Intendantin, die aus dem Osten stammt. Im Vorfeld Ihrer Wahl warfen Ihnen Kritiker vor, dass Sie zu DDR-Zeiten Jura studiert haben und in der SED waren. Sehen Sie Ihre Biografie als Vor- oder Nachteil für die Arbeit beim MDR?

Wille: Es ist richtig: Es gibt unter den Intendanten der ARD niemanden sonst, der im Osten, in einem anderen gesellschaftlichen System sozialisiert wurde. Ich habe es für

mich nie als Nachteil gesehen, dass ich diesen gigantischen Transformationsprozess selbst miterlebt habe, diese Veränderung sämtlicher Lebensgrundlagen. Es war auch eine Herausforderung, in diesem Transformationsprozess seinen Platz wieder zu finden. Das halte ich für eine wichtige Erfahrung auch mit Blick auf die Kraft, die man haben kann, um Dinge zu verändern. Insofern sehe ich es eher als Vorteil.

student! Auch Sie haben sich in der Wendezeit beruflich verändert. Von einer Stelle an der Uni wechselten Sie 1991 über ein kurzes Intermezzo bei der Stadt Leipzig zum MDR. Wie kam es dazu?

Wille: Die Geschichte beginnt weiter vorn. Ich habe an der Uni Leipzig an einem wissenschaftlichen Institut gearbeitet, das sich unter anderem auch mit internationalen Fragen beschäftigt hat. Mein Forschungsthema, das ich drei Jahre bearbeitet habe, nannte sich Medienordnung in den westeuropäischen Ländern. Dadurch waren natürlich Kenntnisse über das Mediensystem vorhanden. Das Intermezzo im Rechtsamt der Stadt war recht kurz, auch weil ich dort als Justiziarin unter anderem für das Friedhofswesen zuständig war. Das war mit Anfang 30 nicht mein Ding. Als dann klar war, dass der MDR entsteht und sein Sitz nach Leipzig kommt, habe ich mich einfach blind beim Gründungsbeauftragten Volkram Gebel beworben. Dann ist man auf mich aufmerksam geworden und ich habe eine Stelle als Referentin bekommen.

student! Sehen Sie es als Nachteil, nie journalistisch gearbeitet zu haben?

Wille: Sie haben als Jurist ja im Medien- und Presserecht durchaus mit journalistischen Fragen zu tun. Man setzt sich mit journalistischer Sorgfalt auseinander und mit Qualitätskriterien, die im Programm eine Rolle spielen. Von daher habe ich mich über diese Schiene mit dem Programm beschäftigt. Ansonsten habe ich ja meine Programmchefs und weitere Experten. Und schließ-

lich habe ich wie jeder Nutzer ein Gefühl und Geschmack für das Programm, eine Vorstellung, wie Qualitätsprogramm aussehen sollte.

student! Stichwort Qualität. Seit der Umstellung auf den Rundfunkbeitrag zu Jahresbeginn stehen die Öffentlich-Rechtlichen in einer Legitimationsdiskussion. Die „Zeit“ hat Ende Mai sehr ausführlich eine zu geringe Qualität und eine zu große Quotenorientierung bemängelt. Welche Rolle spielt die Quote bei der Programmgestaltung im Fernsehen?

Wille: Wir müssen möglichst viele Menschen in der Gesellschaft erreichen und das müssen wir auch messen. Ich bin dagegen, diesen Gegensatz zwischen Qualität und Quote zu konstruieren. Es muss uns gelingen, mit Qualität viele Leute zu erreichen. Das schließt sich nicht aus. Wir haben das letztes Jahr mit dem Filmereignis „Der Turm“ gezeigt, mit dem wir am Ende mehr Zuschauer erreicht haben als die damalige Übertragung der Champions League.

student! Sie sprachen vorhin das Projekt Jugendkanal an. Das ZDF scheint dabei eher zu bremsen und möchte, dass er erst 2017 startet, die ARD wünscht sich einen früheren Zeitpunkt. Was halten Sie für einen geeigneten Starttermin?

Wille: Je früher, desto besser. So ein Projekt muss ja immer vom Gesetzgeber begleitet werden. Wenn man sich jetzt einigen könnte, wäre ein Start 2015 vorstellbar. Im Grundanliegen sind wir uns alle einig: Wir müssen mehr Angebote für junge Leute machen. Über den Weg dahin sind wir allerdings momentan unterschiedlicher Auffassung. Das betrifft den Zeitpunkt des Programmstarts, aber auch die finanzielle Ausstattung. Die Frage ist, ob man erst Geld für dieses Projekt anfordert und dann startet. Oder ob wir Mittel nutzen, die wir schon haben und damit experimentieren, ohne zusätzliches Geld dafür zu bekommen. Noch gibt es kein gemeinsames inhaltliches und finanzielles Konzept.

student! Wie muss so ein Jugendkanal Ihrer Meinung nach inhaltlich gestaltet sein?

Wille: Wir entdecken das Thema ja nicht völlig neu. Es gibt Beispiele für sehr erfolgreiche Jugendkanäle wie BBC3. Dort hat man bis zu 30 Prozent Marktanteil in der Zielgruppe. Eines ist klar: Wenn wir starten, dann werden die klassischen Themenfelder, die öffentlich-rechtlicher Rundfunk immer bedienen muss – Information, Bildung, Unterhaltung – auch vertreten sein. Es kann also kein reiner Musikkanal werden, aber auch kein Nachrichtensender. Die Mischung muss aus der Lebensperspektive der jungen Leute entwickelt werden. Das Programm muss also unterhaltsam und witzig, aber auch anspruchsvoll und ein wenig provokativ sein – so wie Jugend ist.

student! Auch beim Radio gab es Diskussionen um ein geeignetes Jugendprogramm. Bei MDRSputnik wurden 2010 im Zuge einer Programmreform innovative Inhalte wie die English News oder 360 Grad gestrichen. Mittlerweile unterscheiden sich Sputnik und Jump untereinander und auch von einigen Privatsendern kaum noch. Warum gibt es die innovativen Formate, die es ja teilweise beim MDR-Hörfunk schon gab, heute so nicht mehr?

Wille: Die Spitze der Jugendlichen, die wir mit Sputnik erreichen, ist jünger als bei Jump. Was die inhaltliche Ausrichtung angeht, ist man in der Tat immer gut beraten, diese Fragen kontinuierlich zu diskutieren. Wir reden im Haus gerade sehr intensiv über unsere Angebotsstrategie für die nächsten Jahre und da gehören solche Fragen natürlich auf den Tisch.

Das vollständige Interview mit weiteren Fragen findet ihr auf: www.student-leipzig.de

Anzeige

Junges Wohnen in Citynähe!

In der Windmühlenstraße 33 - 37 am Bayerischen Bahnhof bieten wir Studenten das passende Zuhause:

- 1-Raum-Wohnungen mit 25 m²
- ausgestattet mit Parkett, Bad mit Dusche, Aufzug
- super zentrumsnah, schnell in der Uni
- Einbau einer Single-Küche gegen Aufpreis möglich
- Mietpreis: jetzt nur 270 € mtl. Warmmiete*, statt 300 € mtl. Warmmiete*

Kontakt:
Leipziger Wohnungs- und Baugesellschaft mbH
Prager Straße 21, 04103 Leipzig
Telefon: 0341 - 99 20
www.lwb.de, mieten@lwb.de

* inkl. Nebenkosten, zzgl. Kautions

Zu Hause in Leipzig.



Leidensweg Promotion

Hohes Arbeitspensum, geringe Bezahlung, unsichere Zukunft

Der Weg zu einem Dokortitel ist lang und steinig. Der akademische Mittelbau an den Hochschulen schrumpft, Stipendien für Doktoranden sind rar und die Arbeitsbelastung bei einer Anstellung an der Fakultät ist sehr hoch. Und wie steht es um die Bezahlung? Für das Empfinden vieler fällt diese zu niedrig aus. Das Thema Familie findet bei dieser Situation und Beschäftigung im Leben der Doktoranden fast keinen Platz. Und trotzdem: Die Promotionsquote bleibt unverändert hoch. 2010 wurden 25.600 Promotionen in Deutschland abgeschlossen.



André Ludwig Foto: privat

„Bei der Bildung und bei der Kultur wird immer als erstes gespart“, sagt der Promovierte Peter Müller. „Allen ist klar, dass Bildung elementar wichtig ist in unserem Land, gerade um international wettbewerbsfähig zu sein.“ Investiert werde jedoch nur marginal. Vor allem in den Universitäten und besonders im akademischen Mittelbau werde gespart. Wer sich zu den glücklichen Geförderten zählen kann, hat meist für die ersten zwei bis drei Jahre keinen finanziellen Druck mehr. Wer kein Stipendium für seine Dissertation erhält, kann nur auf eine Anstellung an seinem Institut hoffen – mit geringer Bezahlung und hoher Arbeitsbelastung.

Doktorvater zusätzliche Arbeit bekommt, kann nur auf eine Anstellung an seinem Institut hoffen – mit geringer Bezahlung und hoher Arbeitsbelastung.

Zum akademischen Mittelbau gehören alle Anstellungsverhältnisse. Von Promovierenden, die eine Anstellung an ihrer Fakultät erhalten, bis hinauf zu den Postdocs, all jene Wissenschaftler, die bereits promoviert wurden und die im Anschluss eine Stelle als Wissenschaftliche Hilfskraft erhalten. Wie die Antwort der sächsischen Landesregierung auf eine Kleine Anfrage der Grünen zeigte, haben 83 Prozent der akademischen Mitarbeiter an Hochschulen in Sachsen nur noch befristete Arbeitsverträge – auf einen unbefristeten Vertrag kommen somit fünf befristete. Kettenverträge mit Laufzeiten von unter sechs Monaten sind dabei immer häufiger anzutreffen. Im Jahr 2012 hatten 24 Prozent der befristeten Stellen eine Laufzeit von unter sechs Monaten, 2009 waren es noch 21 Prozent. Besonders hiervon betroffen sind die Doktoranden, die für die Finanzierung ihrer Promotion nicht auf ein Stipendium zurückgreifen können. Jene müssen eine Anstellung an der Fakultät annehmen.

Das Problem ist nicht neu. Flexibilisierung und Ökonomisierung sind ein Trend, vor dem auch Hochschulen nicht gefeit sind. Jedoch erweist sich die Situation der Anstellungsverhältnisse an den Universitäten als überaus heterogen. „In der Wirtschaftsinformatik gibt es dank zahlreicher Förderprogramme von Land, Bund und EU sowie umfangreicher Drittmittelprojekte gute Rahmenbedingungen für Forschung und Lehre“, sagt der 34-jährige André Ludwig, Juniorprofessor an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Wissenschaftliche Mitarbeiter und Doktoranden würden meist auf vollen Stellen arbeiten.

Doch nicht jeder Promovierende bekommt ein Stipendium. Und sogar wer ein Stipendium erhält, muss genau kalkulieren, damit die finanziellen Mittel ausreichen. „Ich kenne viele Fälle, in denen Absolventen davon abgesehen haben, ihre Promotion zu machen. Das kommt darauf an, welche Position derjenige der Arbeit in seinem Leben gibt“, sagt die 29-jährige Juliane Scholz. Sie hat das Glück, eine Förderung für die Erlangung ihres Dokortitels zu erhalten.

Doch nicht jeder Promovierende bekommt ein Stipendium. Und sogar wer ein Stipendium erhält, muss genau kalkulieren, damit die finanziellen Mittel ausreichen. „Ich kenne viele Fälle, in denen Absolventen davon abgesehen haben, ihre Promotion zu machen. Das kommt darauf an, welche Position derjenige der Arbeit in seinem Leben gibt“, sagt die 29-jährige Juliane Scholz. Sie hat das Glück, eine Förderung für die Erlangung ihres Dokortitels zu erhalten.

Vor dem Stipendium hat die 29-Jährige als Wissenschaftliche Hilfskraft am Geistwissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) in einem von Drittmitteln geförderten Projekt gearbeitet. „Ich schaue immer im Ausland nach Stellen“, erzählt sie. „Es ist schade, dass viele gut ausgebildete Leute nicht in Deutschland bleiben wollen.“ Die Befristung habe für sie jedoch insofern Sinn, dass sie Qualifizierungszwänge hervorruft. „Später müssen exzellente Wissenschaftler mit teuren Rückholprogrammen wieder nach Deutschland geholt werden, anstatt ihnen gleich von Anfang an eine gute Anstellung zu geben.“

Vor dem Stipendium hat die 29-Jährige als Wissenschaftliche Hilfskraft am Geistwissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) in einem von Drittmitteln geförderten Projekt gearbeitet. „Ich schaue immer im Ausland nach Stellen“, erzählt sie. „Es ist schade, dass viele gut ausgebildete Leute nicht in Deutschland bleiben wollen.“ Die Befristung habe für sie jedoch insofern Sinn, dass sie Qualifizierungszwänge hervorruft. „Später müssen exzellente Wissenschaftler mit teuren Rückholprogrammen wieder nach Deutschland geholt werden, anstatt ihnen gleich von Anfang an eine gute Anstellung zu geben.“

Um ihre Promotion zu finanzieren, hat Anne-Kathrin Gitter, Sprecherin des Promovierendenrats, als wissenschaftliche Hilfskraft an der

Uni gearbeitet. „Ich wurde behandelt wie eine studentische Hilfskraft – die Arbeit war geistig nicht anspruchsvoll und die Bezahlung konnte nicht einmal die Miete abdecken“, erzählt die 27-Jährige. Dies in Kauf zu nehmen, werde einem von Beginn der universitären Laufbahn an eingetrichtert. „Ich hatte sogar noch Glück, dass es mit der Stelle geklappt hat.“ In der Wissenschaft wolle sie bleiben – trotz der schwierigen Arbeitssituation – und Karriere machen. Sie schreibt heute ihre Doktorarbeit zum Thema „Die Dante-Rezeption in der deutschsprachigen Literatur“.

Müller hat seine Dissertation über den ersten Zeitabschnitt von drei Jahren mit einem Landesstipendium finanziert und danach eine Stelle als Wissenschaftliche Hilfskraft für zwei Jahre erhalten. „Das Landesstipendium reicht gut zum Leben“, sagt Müller, aber fertig geworden ist er innerhalb der drei Jahre nicht: „Die Promotion in dieser Zeit durchzuführen, schaffen die wenigsten“, erzählt Müller weiter.

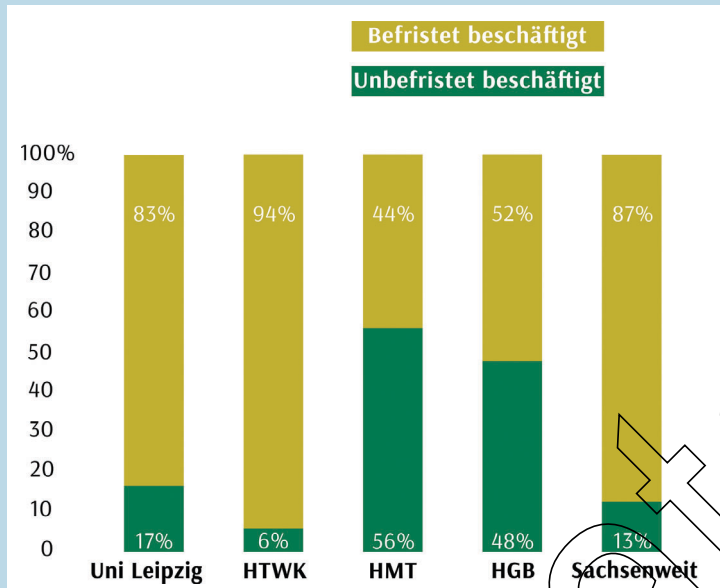
Ein Versuch, das Problem der unbestandigen Arbeitsverhältnisse zu lösen, war die Einführung der Juniorprofessur im Jahr 2002. Nachwuchswissenschaftlern mit einer exzellenten Promotion wird eine Juniorprofessorenstelle befristet auf drei, beziehungsweise verlängerbar auf sechs Jahre angeboten. Der Weg der Habilitation ist hier nicht mehr ein Muss, um direkt unabhängig forschen und lehren zu können. Gut angenommen wurde die Juniorprofessur nicht. 6.000 neue Stellen waren vorgesehen, aktuell gibt es nur etwa 1.300 in ganz Deutschland.

André Ludwig hat 2012 an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Uni Leipzig eine Juniorprofessur erhalten. Diese ist auf sechs Jahre befristet, nach drei Jahren erfolgt eine Zwischenbewertung. „Die Juniorprofessur ist eine sinnvolle Alternative zur Habilitation mit wesentlich mehr Gestaltungsspielraum und Profilierungsmöglichkeiten im Fachgebiet“, erklärt Ludwig. Er habe nahezu die gleichen Rechte und Pflichten, das Berufungsverfahren und Lehrverpflichtungen seien ähnlich wie bei einer normalen Professur. Die Bezahlung ist jedoch auf dem Niveau einer W1-Professur. Diese wird mit 3.837,86 Euro brutto entlohnt.

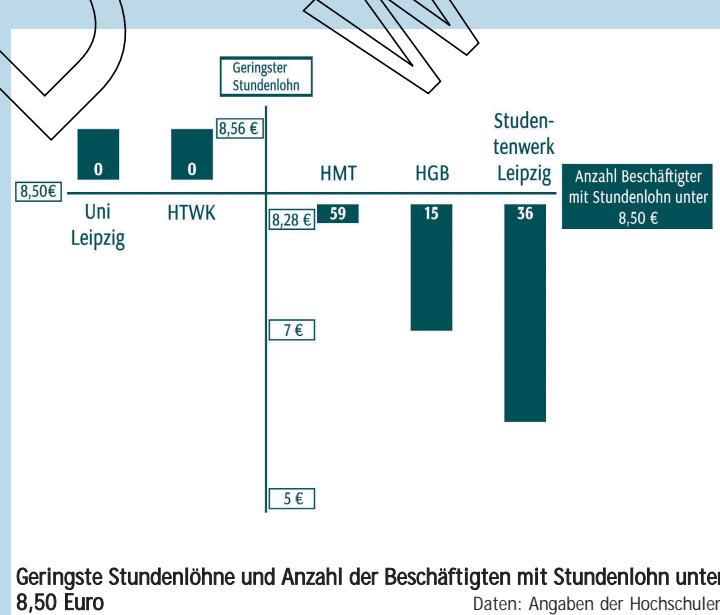
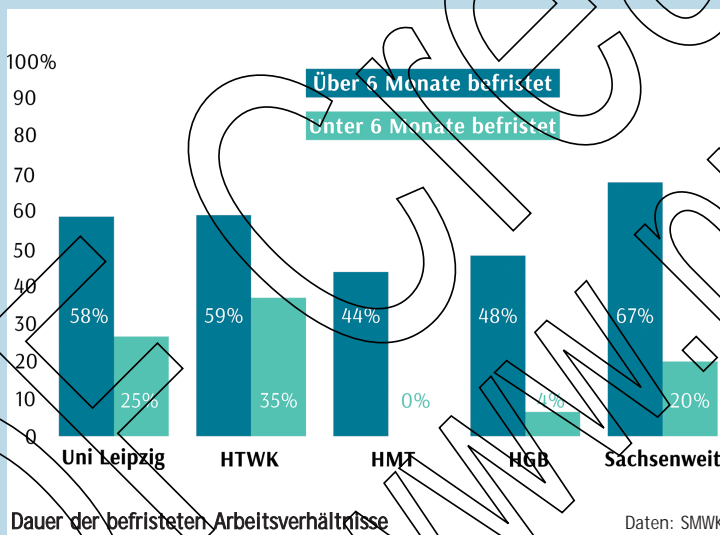
Um zu einer Juniorprofessur zu kommen, muss man sich allerdings durchbeißen. „An Familie ist jetzt nicht zu denken, da es im Moment nicht mit meiner Promotion vereinbar ist“, sagt Müller. „Aufgrund der niedrigen Bezahlung und der unzureichenden Angebote, wie etwa Kitas für Promovierende und Studierende mit Kindern, würde das einfach nicht gehen. Müller ergänzt: „Später müssen exzellente Wissenschaftler mit teuren Rückholprogrammen wieder nach Deutschland geholt werden, anstatt ihnen gleich von Anfang an eine gute Anstellung zu geben.“

Julian Friesinger, Sofia Dreisbach

Prekäre Beschäftigung



Anteil der befristeten und unbefristeten akademischen Mitarbeiter an den Leipziger Hochschulen. Daten: SMWK; Grafiken: Eva Brexschneider



Gerinstge Stundenlöhne und Anzahl der Beschäftigten mit Stundenlohn unter 8,50 Euro. Daten: Angaben der Hochschulen

Befristet und kurz

Befristete Arbeitsverträge werden für den akademischen Mittelbau in Sachsen zunehmend zur Normalität. Eine Kleine Anfrage des Grünen-Hochschulpolitikers Karl-Heinz Gerstenberg an die sächsische Landesregierung offenbart, dass 2013 nur 13 Prozent der akademischen Mitarbeiter an den Hochschulen des Freistaats unbefristet beschäftigt sind. Besonders selten sind unbefristete Arbeitsverträge mit zehn Prozent an der Universität.

In Leipzig wird diese Statistik jedoch von der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur (HTWK) angeführt. Zum 1. Februar 2013 waren hier rund sechs Prozent der akademischen Mitarbeiter ohne zeitliche Begrenzung angestellt. 2008 waren es noch 12,6 Prozent. Dies entspricht auch dem Anteil an unbefristeten Stellen, den derzeit die Universität Leipzig aufweist. Dagegen sind an den beiden Leipziger Kunsthochschulen immenshin knapp die Hälfte der akademischen Mitarbeiter festangestellt.

Die HTWK führt noch eine weitere Statistik an: 35 Prozent der akademischen Mitarbeiter hatten dort Anfang Februar einen Arbeitsvertrag mit maximal sechs Monaten Laufzeit, an der Uni waren es 25 Prozent und an der Hochschule für Musik und Theater (HMT) nur Prozent. Die HTWK sieht als Ursache für den hohen Anteil an Befristungen zum einen den steigenden Anteil an Drittmittelbeschäftigten durch Zuwächse im Bereich der Forschung und zum anderen befristete Einstellungen die aus den Mitteln des Hochschulpakts finanziert werden.

Wenige unter 8,50

Stundenlöhne unter 8,50 Euro bilden an den Leipziger Hochschulen eher die Ausnahme, weil die Bildungseinrichtungen an die Tarifverträge des öffentlichen Dienstes gebunden sind. Auch bei Gebäudereinigung und Wachdienst müssen die Mindestlöhne der Branchen beachtet werden. So liegen etwa an HTWK und Uni die geringsten Stundenlöhne bei 8,56 Euro und werden den studentischen Hilfskräften gezahlt.

Zu den Ausnahmen, die mit weniger als 8,50 Euro pro Stunde vergütet werden, zählen beispielsweise die Porträtmale an der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) mit sieben Euro. Weniger erhalten derzeit nur fünf geringfügig Beschäftigte an der Spüle in der Mensa am Park. Das Studentenwerk begründete diesen geringen Stundenlohn damit, dass die Tätigkeiten an der Spüle einfacherer Natur seien und nur der Unterstützung der anderen Beschäftigten dienen würden.

„Ein Stück Stabilität schaffen“ Auswirkungen prekärer Beschäftigung an deutschen Hochschulen

Vor Kurzem wurde der Bundesbericht „Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013“ veröffentlicht. Dieser wurde im Auftrag der Bundesregierung von einem wissenschaftlichen Konsortium unter Leitung des Instituts für Hochschulforschung Wittenberg (HoF) erstellt. Er gibt unter anderem Aufschluss über die Auswirkungen der Beschäftigungsverhältnisse an den Hochschulen auf den Wissenschaftsstandort Deutschland. student!-Autor Tobias Ungers sprach mit Karsten König, wissenschaftlicher Mitarbeiter am HoF und Mitverfasser des Bundesberichts, über die Folgen der Befristung, die Situation im Ausland und Probleme und Chancen deutscher Hochschulen.

König: Es gibt Zahlen, die belegen, dass viele von denen, die später in die Wirtschaft oder in die Verwaltung gehen, dies tatsächlich früher schon wollten. Dieser Weg ist natürlich sehr attraktiv, da sie dort durchschnittlich ein höheres Einkommen und meist unbefristete Stellen erwarten. Die Frage, die wir im Moment nicht sicher beantworten können, ist, ob sich die, die in der Wissenschaft bleiben, in ihrer Leistungsfähigkeit von denen unterscheiden, die gehen. Gehen die „Besseren“, weil sie draußen bessere Chancen haben, oder bleiben diejenigen, die einfach gerne wissenschaftlich arbeiten, trotz der widrigen Umstände an den Hochschulen – Letzteres denke ich.



Karsten König Foto: HoF

student!: Stimmt es, dass in Deutschland mehr junge Akademiker in die Wirtschaft gehen als in anderen Ländern?

König: Ja, das stimmt. Insgesamt bleiben nur etwa 20 Prozent der Promovierten überhaupt an den Hochschulen; der Großteil geht in Deutschland nach draußen. Das ist zum Teil so gewollt, weil es als Wissenstransfer und zusätzlicher Kompetenzerwerb in der Wissensgesellschaft bewertet wird. Es wird aber auf der anderen Seite auch kritisch gesehen, weil dort draußen die „Kern“-Kompetenzen des wissenschaftlichen Arbeitens nicht wirklich gefragt werden, häufig kommt es einfach nur auf den Titel an.

student!: Ist das die Folge der unattraktiven Beschäftigungssituation an den Hochschulen?

student!: Welche Bedeutung haben befristete Stellen für die Hochschulen?

König: Die Befristung wird zumeist damit begründet, dass noch immer ein Ausbildungsprozess im Gange sei, hin auf die Professur, und dass dort ein gewisser Wettbewerb gut sei, um die Besten zu finden. Aus Sicht der Hochschulen ist sie natürlich auch immer mit dem Wunsch nach Flexibilität verbunden, also dem Gefühl, man könne neuen Themen gerecht werden, die Struktur verändern und dergleichen.

student!: Wie viele deutsche Wissenschaftler gehen ins Ausland?

König: Zahlen dazu liegen uns kaum vor, da sich die entsprechenden Personen außerhalb des Studiensystems und der Promotionsphase befinden und nicht mehr erfasst werden. Für viele international vernetzte, hochqualifizierte Leute ist das Ausland

aber sicherlich eine interessante Option. Dabei ist wohl gerade die Jobsicherheit immer wieder ein Ansporn: Während in Deutschland gut 70 Prozent des hauptberuflichen Hochschulpersonals befristet tätig sind, sind es in den USA beispielsweise 15 Prozent und in England und Frankreich jeweils gut 40 Prozent.

student!: Bedeutet das, dass die Arbeitsverhältnisse an ausländischen Hochschulen besser sind als an deutschen?

König: Das kann man so pauschal nicht sagen. Wenn man nur an Partnerprogramme in den USA denkt, so gibt es ohne Frage im Ausland Universitäten, die sich sehr um ihre Leute bemühen. Diese wirklich begehrten Spitzenwissenschaftler bilden

aber wahrscheinlich nur ein relativ kleines Segment. Für die breite Basis werden die Bedingungen anderswo ähnlich sein wie hier. Bis hin dazu, dass es auch Länder mit schlechteren finanziellen und wissenschaftlichen Bedingungen gibt, für deren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Deutschland sehr attraktiv ist.

student!: Gibt es Unterschiede zwischen den Bundesländern bezüglich der Beschäftigungssituation an den Hochschulen?

König: Der Befristungsanteil im Mittelbau schwankt etwa zwischen 80 und 95 Prozent. Die Bezahlung ist nach dem Tarifvertrag für den öffentlichen Dienst der Länder geregelt und daher weitgehend angeglichen. Darüber hinaus wird es hochschulspezifisch, also ob und in welcher Form die Hochschulen bereit sind, zusätzliche Boni zu gewähren.

student!: Wie lässt sich das Problem der prekären Beschäftigung lösen?

König: Ich denke schon, dass es ganz wichtig wäre, dass Bund, Länder und Hochschulen gemeinsam daran arbeiten, den Befristungsanteil zumindest etwas zu reduzieren. Ich glaube, es täte Forschung und Lehre gut, wenn ein größerer Anteil des Personals unter halbwegs stabilen Bedingungen arbeiten könnte. Zumal die Hochschulen in der wachsenden Finanzautonomie immer mehr die Möglichkeit haben, selbst mit ihren Geldern umzugehen und ein Stück Stabilität zu schaffen. Bisher nehmen wir ein solches Umdenken in unseren Daten jedoch nicht wahr.

Auf dem richtigen Weg

Das Konzept „Tenure Track“ lockt Wissenschaftler

Eine Anstellung erhält der wissenschaftliche Nachwuchs in Deutschland fast ausschließlich befristet. Ungenügende Entlohnung und die Unsicherheit des Arbeitsverhältnisses erschweren eine Zukunftsplanung etwa hinsichtlich der Gründung einer eigenen Familie. Als eine Möglichkeit, um das Problem der teils unsicheren Beschäftigung an den akademischen Bildungseinrichtungen zu lösen, wird in der deutschen Hochschullandschaft das Modell Tenure Track („Weg zur Anstellung auf Lebenszeit“) gehandelt. Das Konzept stammt aus den USA und Kanada, wird dort schon seit mehreren Jahrzehnten angewendet. Es bietet promovierten Wissenschaftlern Aufstiegschancen zu einer vollen Professur auf Lebenszeit mit einer Vergütung, die über der W1-Professur liegt.

Die Berufungskommission evaluiert vor Ende des sechsten Jahres die Ergebnisse der Forschung und Lehre nach fakultätsinternen und gesamtuniversitären Kriterien und spricht eine Empfehlung an den Hochschulpräsidenten aus, der die Berufung erteilt.

Als „Associate Professor“ erhält der Wissenschaftler die Besoldung ei-



Ulrich Marsch Foto: privat

ner W3-Professur (Bayern: 5.953 Euro brutto), zusätzliche Mittel, um seinen Fachbereich auszubauen, und einen unbefristeten Arbeitsvertrag.

Der Titel „Full Professor“ wird für außerordentliche Ergebnisse im Bereich der Forschung vergeben. Das Salär wird ebenfalls nach einer W3-Professur berechnet, wobei hier noch

weitere Mittel für Forschung bereitgestellt werden.

Eine Habilitation für die Erlangung einer Professur auf Lebenszeit ist nicht mehr notwendig und Hausberufungen sind möglich. So soll der Wissenschaftsstandort Deutschland international wettbewerbsfähiger gemacht werden, um die klügsten Köpfe anwerben zu können. Auch die TU Dresden und die Ludwig-Maximilians-Universität München nutzen ähnliche Modelle, allerdings wird dort der Arbeitsvertrag lediglich entfristet, die Bezahlung aber nicht angepasst.

Vollständig umgesetzt wurde das Modell bisher nur an der TUM. „Die Resonanz auf diese Ausschreibungen ist deutlich höher“, sagt Ulrich Marsch, Sprecher des Präsidenten der TUM. Vor allem aus den USA gäbe es deutlich mehr Bewerber. Diese seien einerseits deutsche Wissenschaftler, die von dem Bezahlungsmodell angelockt zurückkehren möchten, andererseits Wissenschaftler anderer Nationalitäten, die das Modell nun attraktiver finden.

Julian Friesinger

Keine Fußball-Lieder mehr

Deutlich älter, aber immer noch blutjung: die Sportfreunde Stiller im Interview

Vier lange Jahre mussten Fans auf neues Material warten, jetzt melden sich die Sportfreunde Stiller mit dem Album „New York, Rio, Rosenheim“ zurück. Bassist Rüdiger „Rüde“ Linhof hat **student!**-Redakteurin Friederike Ostwald erzählt, wie das klingt, warum das Thema Fußball durch ist und wie man ein studentisches Lebensgefühl bewahrt.

student!: Ihr drei kennt euch seit der Studienzeit. Habt ihr das Studium vorbildlich beendet?

Rüde: Flo (Weber, Schlagzeug und Gesang, Anm. d. Red.) hat Sportwissenschaften studiert und ist damit der Einzige von uns, der irgendwas außer dem Führerschein beendet hat. Peter (Brugger, Gesang und Gitarre, Anm. d. Red.) hat Latein und Sport auf Lehramt studiert und kurz vor Ende des Studiums seine Prüfung verschlafen! Wir haben damals eine Platte aufgenommen und er flog extra für die Prüfung von Spanien nach München, war dann aber zu erschöpft von der Anreise. Das ist echt so bescheuert! (lacht). Ich hab drei Semester Politik studiert und fand das wahnsinnig interessant, aber ich war damals schon so viel mit der Band unterwegs, dass ich es nicht geschafft habe, weiterzumachen. Und letztlich war der Spaß an der Musik viel zu groß, sodass es mich in ein völlig unsachliches Dasein hineingezogen hat.

student!: Was würdest du raten: Lieber ein berufliches Standbein aufbauen oder alles auf eine Karte



Flo, Rüde und Peter haben immer noch Spaß

Foto: Gerald von Foris

setzen und seiner Leidenschaft folgen?

Rüde: Alles auf eine Karte zu setzen und zu sagen: „Ich träume mich jetzt hierhin und irgendwie wird das schon werden“ ist aus meiner Sicht genauso ungut wie zu sagen: „Ich verschreibe mich jetzt nur noch meinem Ziel, irgendwo ein Festangestellter zu werden.“ Es geht halt ums Abwägen. Ich finde schon, man kann sich überlegen: Ich lerne jetzt mal drei, vier Jahre einen Beruf, aber ich gebe für den Beruf nichts auf, was mir am Herzen liegt. Eine Ausbildung ist absolut wichtig, aber die Leute in meinem Alter, die glücklich sind, sind schon die, die sich ihre Vorstellungen bewahrt und sich mit allen da reingehauen haben – widerspreche ich mir jetzt?

student!: Ein wenig...

Rüde: Ja, ich widerspreche mir total, aber das ist so schwer! „An den Traum glauben“ klingt mir zu hippiesk und naiv, ich kenne so viele Leute, die gescheitert sind, indem sie ihre Träume begraben haben. Denen sind die Ideen ausgegangen, denen ist das Lachen vergangen, weil es irgendwann so scheiße geworden ist in dieser Enge. Man muss sehen, wo man sich gut fühlt und dort muss man bleiben und heftig weiterarbeiten.

student!: Ihr geht seit jeher als eine ewig jugendhafte Band. Habt ihr euch das lockere Lebensgefühl der Studentenzeit erhalten?

Rüde: Ja, natürlich. Man ist wahrscheinlich so locker, wie es die Um-

stände erlauben. Bestimmt trägt man das aber auch irgendwo in sich. Dadurch, dass wir alles selbst bestimmen dürfen und etwas machen, das total von unseren Herzen und Ideen lebt, würde ich schon sagen, dass das der Studentenzeit sehr ähnlich ist. Ich glaube, das ist das Gefühl, das man als Jung bezeichnet: Dass alles in Bewegung ist und man immer wieder neue Ideen finden muss und neue Leute trifft.

student!: In einer aktuellen Pressemitteilung steht, mit dem neuen Album wäre eure Pubertät endgültig vorbei. Ist das so?

Rüde: Pubertät hat ja was mit totaler Unsicherheit zu tun, also immer Schauen: Was denken andere über mich? So eine Pubertät ist natürlich schon total lange vorbei. Vielleicht haben wir uns irgendwie entspannter wiedergefunden im Liederschreiben, vielleicht meint der Schreiber das so. Keine Ahnung, aber es hört sich auf jeden Fall lustig an, finde ich. (lacht)

student!: Also würdest du sagen, ihr seid reifer geworden?

Rüde: Ja zwangsläufig, weil wir halt einfach sau alt sind!

student!: Das neue Album heißt „New York, Rio, Rosenheim“. Was bedeuten euch diese drei Städte für euch?

Rüde: Rosenheim steht natürlich stellvertretend für Bayern, New York ist eine Stadt, mit der wir sehr viele tolle Assoziationen haben und in Rio war ich ehrlich gesagt noch nie. Das Titellied des Albums heißt ja auch so und hat den Inhalt, dass die Menschen in diesen drei Städten – stellvertretend für die Weltbevölkerung –, gute Ideen haben und sich keine Angst machen lassen, sich lauter zu Wort zu melden, positiv in die Welt hinausblicken.

student!: Und die Musik selbst?

Rüde: Es ist ein buntes, wildes Album mit einer großen Bandbreite an Themen von tiefgründig bis oberflächlich-lustig. Es gibt Songs wie „Festungen und Burgen“, die aus sehr persönlicher Sicht von Dingen wie Schmerz erzählen, aber auch Lieder wie „Unter unten“, die

sich heillos einer herrlichen Feierscheiße hingeben. (lacht)

student!: Es hat vier Jahre für dieses Album gebraucht. War die Pause eine bewusste Entscheidung?

Rüde: Ja, wir wollten uns nach der Tour 2011 ein Jahr nur ganz, ganz selten sehen. Das haben wir gebraucht, denn das Leben von jedem Einzelnen hat sich sehr verändert, seitdem es uns gibt, nur die Gruppendynamik war immer dieselbe. Die neue Platte ist nach dem Jahr schön von der Hand gegangen, weil wir uns alle wieder was zu erzählen hatten.

student!: Ist in der Zwischenzeit richtiger Alltag eingekehrt?

Rüde: Peter konnte das super. Der war total entspannt und ist vollkommen in die Normalität eingetaucht. Ich hab hypernervös nach irgendwelchen Beschäftigungen gesucht, von Klettern bis Boxen und wieder Musik machen. Ich kann halt nicht so rumsitzen, Flo natürlich auch nicht – der schreibt dann einfach mal ein Buch. (*Grimms Erben, 2012 erschienen, Anm. d. Red.*)

student!: Ein Lied auf dem Album heißt „Wieder kein Hit“. Inwiefern lastete Druck von außen auf euch?

Rüde: Druck von außen hat bei dem Album überhaupt keine Rolle gespielt. Ich bin froh, dass wir das irgendwann abgelegt haben, darauf zu schielen, wie das jemand anderes bewertet. Letztlich leben wir von einem Erfolg, aber den Erfolg kann man nicht erzwingen. Das Lied ist einfach das Hohelied ans Nichtstun und der Hit steht in diesem Fall stellvertretend für die Pflicht.

student!: Hat euch der riesige Erfolg des MTV Unplugged-Albums 2009 überrascht?

Rüde: Absolut, weil wir da aus einer ganz anderen Bandphase heraus rangegangen sind. Nach dem 2006er-Fußballalbum, was ja auch ein völlig unerwarteter, kranker Erfolg geworden ist, haben sich viele Leute erst mal abgewendet und gedacht: „Das sind jetzt nur noch die Fußballer.“ Die alten Fans fanden uns nicht mehr cool. Die neuen Fans dachten, wir sind der Blinddarm vom DFB. (lacht) Da waren wir auch vor den Kopf gestoßen und dachten, jetzt ist es vorbei. Die Anfrage von MTV sahen wir dann als Chance, unsere Lieder zu überarbeiten und neu darzustellen. Wir waren da total in einem kreativen Prozess drin und dass „Ein Kompliment“ so einschlägt, kann man gar nicht ahnen.

student!: Gibt es Pläne, die Themen Fußball und Musik nochmal zu verbinden?

Rüde: Wir haben das Gefühl, dass dazu erst mal alles gesagt worden ist. Dieses Ding war total toll, aber eben vor sieben Jahren. Das steht jetzt nicht mehr zur Debatte und wir sind froh, uns davon weitgehend freigeschlossen zu haben.

Verstecktes Lauschen

Neue Ideen für den Leipziger Hörspielsommer



Letztes Jahr Massen, dieses Jahr ein neues Konzept Foto: Frank-Heinrich Müller

Die Orte, an denen der Hörspielsommer Leipzig in diesem Jahr zu Gast ist, klingen verheißungsvoll: Apothekergarten, Schiffsbug, Hinterhof, Annalinde oder Tapir. „Versteckte Orte“ heißt die neue experimentelle Reihe, die ihre Zuhörer an diese fünf öffentlichen und nicht öffentlichen Plätze in der ganzen Stadt führt.

Zum ersten Mal seit der Gründung des Hörspielsommers im Jahr 2003 gibt es statt des zehntägigen Hörspiel-Festivals auf dem Richard-Wagner-Hain nun Veranstaltungen an verschiedenen Orten. Den Auf-

takt macht das Hörspiel „Die Werkstatt der Schmetterlinge“ am 22. Juni um 17 Uhr im Apothekergarten in der Linnéstraße 1. Frei nach dem Motto „Sommer ist, was in deinem Kopf passiert“ findet der letzte Termin dieses Hörspielsommers im November statt – dann allerdings nicht mehr unter freiem Himmel.

Mit seiner neuen Reihe will der Hörspielsommer in diesem Jahr flexibler werden. Erstmals konnten sich auch Privatpersonen um die Ausrichtung einer Veranstaltung bewerben. „Wir haben so viele Anfragen bekommen, dass wir für die

nächsten zehn Jahre ausgesorgt hätten. Nun sind wir gespannt, wie dem Publikum die ausgewählten Orte gefallen“, sagt der Vereinsvorsitzende Markus Heinke. Dass diese nicht alle im Zentrum lägen und keinen Platz für riesige Menschenmassen böten, sei gewollt. „In der Nähe des Stadions oder einer Straßenbahnhaltestelle würde man die Hörspiele ja gar nicht hören. Außerdem wollen wir keine Massenveranstaltungen, sondern entspannen und entschleunigen.“ Trotzdem werde das große Hörspielfestival im nächsten Jahr wieder stattfinden.

Alle bis auf zwei Spielstätten des Hörspielsommers sind Open Air. Einen Plan B für einen verregneten Sommer gibt es nicht. Heinke denkt positiv: „Nach jedem Regen kommt ja auch mal wieder die Sonne. Außerdem ist unser Publikum kreativ, manche kommen mit Zelten, in denen sie verschwinden, bis es aufgehört zu regnen.“ Einem Hörspiel lauschen, während der Regen auf die Zelt prasselt – wenn das nicht nach Entspannung an versteckten Orten klingt.

Ariane Dreisbach

Die Freiheit des Feierns

Warum die Leipziger Jugend jetzt nach Halle schaut

Ob der Sommer sich endlich durchsetzen wird, war bei Redaktionsschluss noch nicht absehbar. Doch sollte es bald soweit sein, zieht es früher oder später wieder viele in den Park oder auf eine andere verfügbare Grünfläche: zum Tanzen, Feiern, Spaß haben. Sollte kein Problem sein, ist es aber – zumindest in Leipzig.

Seit Jahren finden besonders an Wochenenden neben den gewöhnlichen Partys in geschlossenen Räumen vermehrt illegale Veranstaltungen auf Freiflächen statt. Dass diese Open-Airs nicht genehmigt sind und demnach schon des Öfteren vorzeitig von der Polizei aufgelöst wurden, ärgert Veranstalter und Verwaltung gleichermaßen. Doch Jahr für Jahr regiert in Leipzig die Ratlosigkeit weiter. Ganz anders läuft es bei den Nachbarn aus Halle: Seit April diesen Jahres können spontane Freiluftpartys angemeldet und bedenkenlos durchgeführt werden, sofern es bei maximal 500 Gästen und 103 Dezibel bleibt. Bereits seit Oktober 2012 steht das Gelände „Thüringer Bahnhof“ nach einem Ratsbeschluss in der engeren Wahl als feste Freifläche für Open-Airs und wird seitdem von der Verwaltung in Halle geprüft. Mögliche Kosten für die Vorbereitungen des Geländes will voraussichtlich die Stadt übernehmen.

Doch warum klappt in Leipzig nicht, was in Halle funktioniert?

„Der Wille, Flächen zu finden, ist nicht da“, sagt Juliane Nagel, Fraktionsmitglied der Linken im Leipziger Stadtrat. In der Ratssitzung im März machte sich Nagel deshalb erneut für das bereits 2010 eingereichte Konzept der Global Space Odyssey (GSO) stark, das damals mehr als 20 Freiflächen zur Prüfung vorschlug. Der Verein hinter der GSO, einer jährlichen kulturpolitischen Demonstration, nannte damals unter anderem den Clara-Zetkin-Park, das Jahrtausendfeld in Plagwitz und das Naturbad Südwest. Die Gründe für den seitdem anhaltenden Stillstand in den Diskussionen sieht Nagel hauptsächlich im unterschiedlichen Kulturverständnis: „Partys von jungen Leuten gelten nicht als unterstützenswerte Kulturform.“

Die GSO sieht das Problem noch an einer anderen Stelle: „Es stimmt, dass die Linken unser Vorhaben unterstützen, aber es fehlt trotzdem an einer politischen Fraktion, die für die Sache einsteht“, sagt Frank Ulrich, Vorstandsvorsitzender des Vereins. Der im März von den Linken in den Stadtrat eingebrachte Antrag sah vor, dass die Stadt mindestens drei Flächen zur Verfügung stellt, deren Lage weder gegen Naturschutzauflagen verstößt, noch Anwohner stört. Zudem solle die Vergabe solcher Flächen durch einen gemeinnützigen Verein erfolgen. Das es im Stadtrat jedoch keine Mehr-

heit für eine Umsetzung dieses Konzepts gab, zog die Linke den Antrag zurück.

Durch schnellere Verbreitung über das Internet erfreuen sich Open-Airs immer größerer Beliebtheit, liegen derzeit aber in einer rechtlichen Grauzone. An einer Lösung scheitert es „letztlich auch wegen zu viel Bürokratie und zu vieler Diskussionen“, findet Ulrich. Dass die Stadt zahlreiche Flächen ablehnt, liegt in den meisten Fällen an der Lärmbelastigung für Anwohner und am Naturschutz. Zudem seien sich die Veranstalter der Müllproblematik oft nicht bewusst.

In Halle scheint ein anderes Modell Erfolg zu haben: Hier fungiert kein Mittler zwischen Veranstalter und Stadt, so wie in Leipzig die GSO. In Halle richten die Veranstalter selbst ihren Antrag an die Stadt, die diesen dann prüft und nach einer Freifläche sucht.

Vor einigen Wochen gab es in Leipzig ein weiteres Treffen der beteiligten Ämter, das für die Linke bereits in die richtige Richtung ging: Ordnungsamt und das Amt für Umweltschutz seien endlich entgegengekommen. Eventuell sollen nun Gebiete, die unter Naturschutz stehen, erneut geprüft werden. Als Favorit gilt derzeit das Gelände Lindenhafen, das die Stadt in einer Stellungnahme für fünf Events pro Jahr als „denkbar“ eingestuft hat. „Das ist zwar ein guter Anfang, aber es muss auf Dauer definitiv mehr als nur eine Fläche zur Verfügung stehen“, sagt Ulrich.

Als Ziel für eine Lösung des Problems gibt Nagel nun 2014 aus: „Wir wollen versuchen, bis zum nächsten Sommer ein Pilotprojekt zu starten.“ Bis dahin sollen eine oder mehrere Flächen für eine einjährige Testphase gefunden werden. Bis dahin wird die GSO aber auch auf ihrer diesjährigen Demonstration am 13. Juli auf die Freiflächenproblematik aufmerksam machen. Denn für sie ist klar: „Kultur entsteht dann, wenn sich Menschen zusammenfinden.“



Freiflächen für Partys fehlen in Leipzig

Foto: Global Space Odyssey

Alte Spürnase

Theater: „Der Hund von Baskerville“



Fantastisch dargestellt: Sherlock und sein Watson

Foto: Armin Zarbock

Sherlock Holmes zählt zu den berühmtesten Figuren der Literaturgeschichte. Ende des 19. Jahrhunderts publizierte der britische Schriftsteller Sir Arthur Conan Doyle den ersten Fall rund um den rationalen Kriminalisten und seinen Assistenten Doktor Watson. In jüngster Vergangenheit verliehen die Filme mit dem Schauspieler Robert Downey Jr. sowie die vielfach prämierte BBC-Serie „Sherlock“ mit Benedict Cumberbatch dem eigenwilligen Detektiv, der stets zwischen Genie und Wahnsinn wandelt, einen neuen Anstrich.

Nun widmet auch das „Theater light“ dem Stoff seine Aufmerksamkeit. „Der Hund von Baskerville“ ist der berühmteste Fall des Meisterdetektivs. In der englischen Region Dartmoor geht die Legende von einer dämonischen Hundebestie um, welche es auf die Familie Baskerville abgesehen hat. Als Sir Charles Baskerville tot auf seinem Landsitz aufgefunden wird, wendet sich das einzige verbliebene Familienmitglied Henry aus Angst vor der Bestie an Sherlock Holmes.

Auf dem Leipziger Feinkost-Gelände, wo auch die Sommerkino-Reihe veranstaltet wird, wurde für das Stück im Rahmen des Sommertheaters eine kaum zwei mal fünf Meter große Bühne aufgebaut. Das Setting ist minimalistisch, links neben der Bühne steht ein Synthesizer, rechts eine Gitarre. Anfangs wird dem Publikum mit einer durchaus gewitzten Lagebeschreibung die Szenerie nahe gebracht.

Die sympathisch und wunderbar agierenden Hauptdarsteller Alexan-

der Fabisch als Sherlock Holmes und Jean-Claude Knobbe als Doktor Watson lassen die leicht abwesend wirkenden Nebendarsteller schnell in Vergessenheit geraten. So entfalten sie im Laufe der folgenden 90 Minuten ein Unterhaltungsprogramm, dem es an nichts mangelt. Aufgrund der witzigen Dialoge, der Slapstick-Einlagen und den wortmalerschen Landschaftsbeschreibungen vergeht die Zeit wie im Fluge. Das Stück ist eine kreative und liebevolle Hommage an die Vorlage, obgleich sich die Handlung nur lose an dem Roman orientiert. Als Gimmick wird etwa live die Titelmelodie der BBC-Serie vorgetragen, wobei die beiden Hauptdarsteller selbst musizieren.

Ungeachtet der großartigen schauspielerischen Darbietung hätte man den Figuren einen tiefsinnigeren Charakter verleihen, darauf muss man insistieren. Leider schwächelt etwa die Authentizität des objektiven und analytischen Sherlocks an dem Punkt, da er angesichts der Hundebestie hysterisch wird und ins Jammern gerät. Der schmale Grat zwischen Verkopftheit und Unterhaltung wird hier eindeutig zu Gunsten der Unterhaltung verlassen.

Das Motto von „Theater light“ lautet „Komödiantisch, kurzweilig, mitreißend“. Dieses Versprechen lösen sie ohne Abstriche ein. Leichte Kost in der Feinkost, genau richtig für eine laue Sommernacht.

Jan Nitzschmann

Nächste Termine: Montag, 24. Juni, bis Sonntag, 30. Juni, täglich um 19.30 Uhr

Give me Soul, Baby!

Filmkritik „The Sapphires“: Aborigine-Frauen bestechen mit Gesang und Charme

Regisseur Wayne Blair präsentiert in dem Kinofilm „The Sapphires“ die Geschichte von vier außergewöhnlichen Frauen, die als Soulsängerinnen ins ferne Asien reisen. Inspiriert ist der Film von der echten Band „The Sapphires“, die in den späten sechziger Jahren durch Vietnam tourte.

Der Film beginnt mit einer Talentshow in einem winzigen australischen Pub. Dort treten drei Frauen auf, deren Gesang angenehme Schauer über den Rücken jagt. Doch das Publikum bleibt stumm, kein Applaus. Die Frauen auf der Bühne – Gail, Julie und Cynthia – sind Aborigines: Farbige, die bei gepflegten Kulturveranstaltungen der weißen Stadtbevölkerung nichts zu suchen haben. Einzig Dave Lovelace (Chris O'Dowd), gescheiterter Musiker, bleibt ungerührt von den rassistischen Gepflogenheiten der Australier seiner Zeit und sieht in der Stimmgewalt der drei Frauen eine große Chance. In Melbourne stößt die lang verschollene Cousine Kay zu den jungen Frauen und das Quartett ist endlich wieder komplett. Bandmanager Dave legt sich ins Zeug, um im Eiltempo hinreißende Soulsängerinnen aus den vier Rohdiamanten zu machen. Mit Erfolg –

die Sapphires gehen auf Tour in Vietnam und singen vor dort stationierten Soldaten.

Die Gute-Laune-Hits der bunten 60er Jahre und die Bombenstimme von Jessica Mauboy, die Leadsängerin Julie spielt, reißen den Zuschauer in einen regelrechten Soulrausch hinein, der einen lauthals „Ooh, sugar pie, honey bunch“ mitrallern lassen will. „The Sapphires“ ist jedoch mehr als nur eine Hommage an die Four Tops, Aretha Franklin und Co., es ist auch die Geschichte einer Familie, die trotz festen Zusammenhalts gewaltsam auseinander gerissen wird.

Romantische Nuancen misst der Film ebenso nicht. So steckt hinter der irischen Schnapsnase Dave ein gutherziger Mann, was sich Gail, trotz allen Widerstrebens und Kampfes um Emanzipation, irgendwann eingestehen muss. „The Sapphires“ ist unglaublich facettenreich und bietet von Gesellschaftskritik, über Einblicke in die Aboriginekultur bis hin zu schicksalhaften Lebenswegen viel Unterhaltung, Humor und Anspruch. Mit dem Klang der charmannten Musik der 60er ist „The Sapphires“ ein wunderbarer Filmgenuss.

Julia-Marie Czerwonatits
Ab 20. Juni 2013 im Kino

Romantische Nuancen misst der Film ebenso nicht. So steckt hinter der irischen Schnapsnase Dave ein gutherziger Mann, was sich Gail, trotz allen Widerstrebens und Kampfes um Emanzipation, irgendwann eingestehen muss. „The Sapphires“ ist unglaublich facettenreich und bietet von Gesellschaftskritik, über Einblicke in die Aboriginekultur bis hin zu schicksalhaften Lebenswegen viel Unterhaltung, Humor und Anspruch. Mit dem Klang der charmannten Musik der 60er ist „The Sapphires“ ein wunderbarer Filmgenuss.

Julia-Marie Czerwonatits
Ab 20. Juni 2013 im Kino



„The Sapphires“

Foto: Senator

Kostprobe



Quelle: XL Recordings

Stadt Vampire

Die Zeiten, als man Vampire Weekend an der erquicklichen Symbiose aus afrikanisch inspirierter Percussion und Ezra Koenigs akzentuierendem Gesang erkannte, sind vorbei. Die vier New Yorker sind längst der eigens für sie aufgezogenen Schublade des „Upper West Side Soweto“ entflohen und haben sich zu neuen, dunkleren Ufern aufgemacht. Koenigs Stimme haben sie in gewohnter Brillanz mitgenommen, sie wirkt wie das Band, das sich zwischen den beiden Vorgängern und dem soeben erschienenen Album „Modern Vampires of the City“ spannt. Auch wenn das ausgelassene Kieksen seltener und das Tempo gedrosselt scheint, trägt sie perfekt austariert die zwölf Tracks. Koenig turnt vor wohl-dosierten Effekten verstärkt durch das griffige Klanggebirge von „Diane Young“, die Intonationskette des „baby“ bleibt auf unbestimmte Zeit im Gehörgang heimisch. Ein kaum vernehmbares Seufzen des Windes umrahmt die zärtliche Ballade „Hannah Hunt“, Spinettklänge durchziehen „Step“, „Hey Ya“ bedient sich Autotune-schnipseln. Elektronische Effekte treffen auf eine gewohnt präzise, mit aufwändiger Vintage-Technik aufgenommene Instrumentalspur und verstehen sich erstaunlich gut.

Vampire Weekend hat ihn immer noch, diesen besonderen Dreh, mit dem sie Indierock wieder von Britpop unterscheidbar gemacht haben. Hier offenbart er sich allmählich. Das handgemachte, organische Gefühl von „Modern Vampires of the City“ verweist auf das Wesentliche. Die eher auf eine Stimmung denn auf exakte Deutung abzielenden Texte handeln fast greifbar von Jugend und Vergänglichkeit, Tod und Religion, zusammengestellt in authentisch schwer lesbarer Schreibmaschinenschrift in einem Booklet aus gutem Papier. Das Coverfoto scheint „Hudson“ mit seinen ätherischen, vampirhaften Choreinlagen über ein dystopisches Manhattan zu spiegeln: New York an einem smogverhangenen Tag im Jahre 1966. Die düstere, ernstere Aufmachung lässt bisweilen die sommerlich-frische Sorglosigkeit der ersten Tage vermissen, obwohl sich diese Energie auch in den Winkeln dieser außergewöhnlichen Pop-Platte verbirgt. Trotzdem: Vampire Weekend sind erwachsen geworden.

Amina Kreusch

Bereits im Handel

Ein Hauch von Dekadenz

Warum Electro-Swing die 20er Jahre zurück in die Clubs bringt

Der Bass wummert, das Publikum in Abendkleidern wischt sich die zerzausten Locken aus dem Gesicht, es herrscht Partyatmosphäre. Doch statt des neuesten Popwunders dröhnen die Stimmen von Billie Holiday, Ella Fitzgerald oder Alice Francis aus den Boxen. Was auch aus einer anderen Zeit stammen könnte, ist ein junges Phänomen – eine Electro-Swing-Party. Das Prinzip des Genres ist einfach: Es braucht die Stimme einer Swing-Sängerin oder eines Swing-Sängers, Instrumente wie Klarinetten, Saxophone oder auch Violinen, eine fette Bassline und einen guten DJ, der die Einzelteile mit einem clubtauglichen Beat unterlegt – fertig ist ein neuer Trend, der ganz Europa ergriffen hat und vor dem Rest der Welt ebenfalls nicht Halt macht.

Entstanden ist diese frische Mischung schon in den Neunziger Jahren, als DJs wie Mike Dixon Swingelemente mit elektronischen Klängen mischten oder Remixe von älteren Swingstücken anfertigten. Viele Jahre fristete die Musik ein Nischendasein in der Genrecke „Nu-Jazz“. Erst ab circa 2005 begann der Bekanntheitsgrad des Electro-Swing zu wachsen, durch Vorreiter wie Caravan Place (Frankreich) und Parov Stelar (Österreich). Der erste Club ausschließlich für Electro-Swing öffnete 2009 in London, seitdem gibt es auch in vielen anderen Städten regelmäßig Partys.

Leipzig jedoch hat eine Nachzüglerrolle. „Vor vier Jahren haben wir



Schicker Renner in Clubs: Electro-Swing

Foto: Electro-Swing-Night Leipzig

angefangen und ab und zu die Musik ausgetestet, aber allein mit Electro-Swing eine Party zu machen, ging nicht“, erzählt Robert Linke, Gründer der Künstleragentur „kontraproduktiv“, deren DJs auf zahlreichen Veranstaltungen für die Musik sorgen. Auch Livebands sind gern gesehen. So war vor Kurzem die bekannte Gruppe um Sängerin Alice Francis zu Gast in Leipzig. Für eine Extrarunde Retro treten auch Tänzer der „Swing-Connection Leipzig“ auf. „Sie geben den Partys ein sehr schönes Flair“, sagt Claudia Wagner, Organisatorin der Veranstaltungsreihe „Electro-Swing-Night Leipzig“. Mittlerweile haben auch Clubs den Trend adaptiert. Viele DJs der freien Veranstalter werden von den Clubs gebucht (was dazu führen könnte, dass die gleichen Namen jede Woche auftauchen.

Vielleicht wird die Musik dann zu viel gespielt und geht deshalb in der Masse der Veranstaltungen unter“, befürchtet Wagner.

Es gibt viele Vermutungen darüber, warum der Electro-Swing einen so enormen Aufschwung erlebt hat. Zum einen trägt das Ambiente der Partys zur Begeisterung bei. Die Weltwirtschaftskrise 1929 zwang die Musiker, den Jazz massentauglicher zu machen, aus dieser Notlage heraus entstand der Swing. Während dieser Unsicherheit liebten die Menschen das Feiern umso mehr und diese Tradition greift der Electro-Swing auf. „Diese Dekadenz zieht die Menschen immer noch an. Die Partys sind etwas Besonderes, man kann sich schick machen und in eine andere Welt eintauchen“, erklärt Wagner. Es sei aber auch eine Gegenbewegung zu anonymen

Clubkultur: „Niemand steht am Rand, die Atmosphäre ist offen und gesellig.“

Zum Anderen begeistert die Vielseitigkeit des Electro-Swing die Musikliebhaber, denn viele DJs mixen auch andere Einflüsse mit ein, wie etwa Klezmer oder weitere europäische Musiktraditionen wie die der Balkanregion, insbesondere den Gipsy-Swing. Durch diesen ist auch der Leipziger DJ Boureni alias Michael Herold auf den Electro-Swing gestoßen, der ihn seitdem fasziniert. „Ich denke, es ist die Mischung der Lebensfreude des Swing und der Energie des Electro, eine Kombination der älteren Melodien und neuen Rhythmen, die den Reiz ausmacht.“

In Leipzig wächst die Fangemeinde, die bisher an wenige feste Veranstaltungsorte geknüpft ist: ob der „Tresorkeller“, das „Neue Schauspiel“ oder das „Horns Erben“, Musik und Ambiente sorgen überall für gute Stimmung. Robert Linke meint: „Die Musik ist für viele der kleinste gemeinsame Nenner, da sie sehr vielen unterschiedlichen Menschen gefällt.“ Verbunden sind sie durch viele Dinge – die Begeisterung für eine Musik, die trotz ihrer Aktualität einen Rückbezug zu Vergangenem herstellt und den Swing clubtauglich macht, die Affinität zu Optimismus und Lebensfreude der Musik und nicht zuletzt durch ein außergewöhnliches Tanzerlebnis, das allen Fans, ob kostümiert oder nicht, einfach Spaß macht.

Eva Bretschneider

KULTURKOLUMNE



Liebe auf den ersten Blick?

spotted.de hilft einsamen Herzen und wird verpöht

Als Single im Großstadtdschungel könnte man derzeit leicht den Eindruck gewinnen, früher wäre alles irgendwie einfacher gewesen. Zumindest bezüglich locker-flockiger Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht scheint heute von allein gar nichts mehr richtig zu laufen – sofern man den Medien Glauben schenken möchte. Dating-Tipps soweit das Auge reicht, Datingplattformen – der heilige Gral aller Schüchternen dieser Welt – haben Hochkonjunktur.

Betrifft das nur die „schwer vermittelbare“ Zielgruppe 30plus? Der sich wie ein Lauffeuer ausbreitende Trend um spotted.de sagt etwas anderes. Anonym suchen hier vor allem junge Leute und Studenten über die Website oder per Facebookprofil nach der flüchtigen Discobekannntschaft oder dem Bibliotheksflirt. Das regelmäßige Erscheinen neuer Inserate beweist: Das Problem

mit der Kontaktaufnahme sowie die daraus resultierende Nachfrage nach anderen Wegen sind auch hier vorhanden.

Allein das reicht eigentlich zur Erklärung des spotted.de-Hypes, der es sogar in einschlägige Nachrichtenmagazine geschafft hat. Aber die Facebook-Komponente befriedigt noch ein ganz anderes Bedürfnis: die menschliche Lust am Voyeurismus. Obwohl es über die offizielle Website auch möglich ist, anonym auf ein Gesuch zu antworten, macht die Kommentarfunktion im sozialen Netzwerk doch viel mehr Spaß. Einerseits schlägt das neugierige Herz höher, wenn ein Freund die/den poetisch beschriebene/n Gesuchte/n offenbart, was übrigens auch deutlich wahrscheinlicher ist, als dass die gesuchte Person den Eintrag selbst liest.

Andererseits wäre es wohl zu schön, wenn spotted.de nicht auch Unmengen von Miesepetern eine

Plattform böte, die sich an den oftmals sehr kreativen Gesuchen einfach nicht erfreuen möchten. Zu jedem Inserat findet sich immer mindestens einer, der a) auf sämtliche Rechtschreibfehler hinweist (und den Suchenden persönlich beleidigt) oder b) auf die immense Feigheit des Suchenden hinweist (und ihn persönlich beleidigt). Wirklich schlau in Anbetracht der Tatsache, dass spotted.de genau für diejenigen gemacht wurde, die nicht – so wie offenbar die ganzen Hater – den Mut mit Löffeln gefressen haben.

Überhaupt ist es schade, dass dem Ganzen noch der negative Mantel der Peinlichkeit anhaftet, wie Partnerbörsen unter jungen Leuten generell. Wer will schon zugeben, dass man es im echten Leben einfach nicht auf die Reihe kriegt, jemanden anzusprechen, aber eigentlich durchaus auf der Suche ist? Auffällig auch, dass vermeintlich wiedererkannte Gesuchte immer vehem

ent abstreiten, irgendwie in die potentielle Zielgruppe zu gehören. Kritikpunkt der ersten Stunde an spotted.de: Die Uni werde noch mehr zum Laufsteg, als sie ohnehin schon ist. Jemandem positiv aufgefallen zu sein, scheint allen richtig unangenehm.

Allzu Hippe, junge Leute haben den Zirkus offiziell jedenfalls nicht nötig und gründen lieber die spotted.de-Gegenbewegung verpöht, auf der man allen mitteilen kann, was einen gerade so richtig nervt. Diese ganze Anti-Haltung schließt den Kreis zu der Frage, warum das persönliche Ansprechen uns heutzutage überhaupt so schwer fällt: aus der Angst vor eben diesen wenig netten Abwehrreaktionen. Die Idee von spotted.de ist trotzdem toll. Und jemanden persönlich anzusprechen ist auch toll! Inseheim freut sich doch jeder über eine nette Begegnung, oder?

Friederike Ostwald

Marode Lebensadern

Sanierung soll Magistralen im Nordwesten wieder attraktiver machen

Dichter Verkehr, gefährdete Radfahrer am Fahrbahnrand, lange Reihen teils sanierungsbedürftiger Gebäude mit vielen leeren Wohnungen und Ladengeschäften. Der Anblick, den die Georg-Schumann-Straße nicht nur hier in ihrer Mitte bietet, ist wenig attraktiv. Er lässt sich aber auch in ähnlicher Form in Lindenau oder Leutzsch auf der Georg-Schwarz-Straße wiederfinden. Beide Magistralen im Nordwesten der Stadt sind stark befahrene Einfallstraßen. Beide sollen eigentlich Lebensadern für die angrenzenden Stadtteile sein, doch können diese Aufgabe in ihrem derzeitigen Zustand nicht erfüllen.

Der hohe Lärmpegel schreckt Mieter ab, ebenso wie die schlechte Bausubstanz der zahlreichen unsanierten und deswegen leerstehenden Gebäude entlang der Hauptstraßen. Torben Heinemann vom Verkehrs- und Tiefbauamt sieht deshalb Handlungsbedarf: „Wenn Straßen so lange leer stehen, verschwinden sie irgendwann aus dem Bewusstsein der Leute als attraktive Orte. Ziel ist es jetzt, diese Tendenz umzudrehen, es sollen wieder Geschäftstraßen werden. In der Georg-Schwarz-Straße funktioniert das ganz gut. Hier siedeln sich zunehmend Spezialisten an.“

Revitalisierung, Belebung und Aufwertung – darum soll es künftig gehen. So wie im Lindenauer Teil der Georg-Schwarz-Straße, der mit einer regen Kreativwirtschaft zunehmend von sich Reden macht. Ein neuer Bioladen, ein Kostümverleih, Kneipen und Ateliers prägen das Bild eines lebendigen Stadtteils. Auch Monika Eppelt hat sich bereits 2011 mit ihrem Laden „kunZ von kaufungen“ selbstständig gemacht. Dort bietet sie handgemachte Manufakturwaren wie Textilien, Schmuck und Comics in Kleinstserien oder als Unikate an. Die Entwicklung der Straße konnte sie gut beobachten: „In den letzten ander-



Viel Entwicklungspotential: die Georg-Schwarz-Straße

Foto: Martin Skurt

halb Jahren hat sich viel bewegt. Es sind in der Umgebung viele Hausprojekte dazugekommen, das Publikum, das vor meinem Schaufenster vorbeiflaniert, hat sich auch mal mehr durchmischt. Es sind jetzt deutlich mehr alternativ bis hip gekleidete jüngere Leute zu sehen.“

Diese Entwicklung gleicht der vieler Stadtteile, wie der Südvorstadt und Plagwitz, die durch Kunst, Kultur und Nachbarschaftlichkeit, Charme versprühen. Dieser zieht auch private Investoren an, die vom Trend profitieren wollen. In der Georg-Schwarz-Straße entstehen künftig rund 450 hochwertige Wohnungen, die mit luxuriöser Ausstattung und komfortabler Lage werden. Im sogenannten Brunnenviertel, ein 38.000 Quadratmeter großes Karree am Diakonissenkrankenhaus, baut die Leipziger Stadtbau AG die Gebäude denkmalgerecht um. Dabei stößt sie auf ein Hindernis, das zum Schandfleck des Brunnenviertels werden könnte: die Haltestelle am Diakonissenkrankenhaus. Diese wollte die Stadt bereits im Frühjahr 2013 behindertengerecht umgestalten, doch das Projekt ruht. Grund ist die unsichere Finanz-

zierung. „Die Maßnahme ist an sich zu teuer, denn die Gleislage müsste verändert werden, um die Haltestelle barrierefrei umzugestalten. Da die Gleise am Diakonissenkrankenhaus aber noch eine gute Qualität haben kann es sein, dass keine Fördermittel für den Umbau bereit gestellt werden. Dafür muss noch eine Lösung gefunden werden“, sagt Heinemann. Wann die Baumaßnahme in Angriff genommen werde, sei nicht abzuschätzen.

Keine festen Termine, das ist der blinde Fleck der Aufwertungsarbeiten in der zweieinhalb kilometerlangen Georg-Schwarz-Straße, denn bisher liegt kein gesichertes Verkehrskonzept vor. „Wenn eine Vorplanung gemacht wird, dann haben die Sachen fünf bis zehn Jahre Vorlauf bis sie realisiert werden“, erklärt Heinemann. Demnach sind konkrete Umbaumaßnahmen in der Westmagistrale frühestens ab 2015 zu erwarten, denn die Stadt deklarierte Georg-Schwarz- und Georg-Schumann-Straße bereits 2010 im integrierten Stadtentwicklungskonzept Leipzig 2020“ als Hauptverkehrsadern mit Handlungspriorität.

Weiter nördlich stehen bereits jetzt erste Maßnahmen an. Die Georg-Schumann-Straße wird wie eine Perlenkette an einzelnen Schwerpunkten bis 2016 umgestaltet. „Dieses Prinzip war am Anfang der Länge der Straße geschuldet. Da wir ganz unterschiedliche Bedürfnisse über vierinhalb Kilometer haben, war klar, dass nicht überall mit der gleichen Intensität gearbeitet werden kann. Es wurde nach zentralen Orten gesucht, deren Gestaltung sich effektiv auf die gesamte Straße auswirkt“, erklärt Jochen Gauly vom Magistralenmanagement der Georg-Schumann-Straße, das von der Stadt als Schnittstelle zwischen Stadtverwaltung, Akteuren und Anwohnern der Straße eingesetzt wurde. Bereits im nächsten Monat startet der Bau und die Begrünung der Georg-Schumann-Straße, Ecke Huygensstraße. Fünf weitere Plätze, unter anderem der Platz vor dem Anker und die Chausseestraße, der Eingang in die Georg-Schumann-Straße aus stadtwärtiger Richtung, folgen in den nächsten drei Jahren. Der Umbau der Straße selbst ist für 2015 angesetzt.

Melanie Schröder

Meldungen

Sendeschluss

„Leipzig Fernsehen“ wird seinen Sendebetrieb voraussichtlich zum 30. September einstellen. Dies gab der Lokalsender Ende Mai bekannt. „Weil unsere Gesellschafter nicht dauerhaft Geld zuschießen wollen und wir uns auch nicht dauerhaft selbst ausbeuten wollen, werden wir das Projekt 'Leipzig Fernsehen' beenden“, begründete der Sender den Schritt auf seiner Website. Die Einnahmen aus der lokalen Werbung reichten nicht aus, um ein anspruchsvolles Programm dauerhaft zu finanzieren. „Leipzig Fernsehen“ beschäftigt derzeit knapp 20 Mitarbeiter und erreicht täglich bis zu 50.000 Zuschauer.

Für den Medienstandort Leipzig ist es der zweite Rückschlag binnen kürzester Zeit. Bereits am 1. Juni hatte das Fußballradio „90elf“ seinen Sendebetrieb eingestellt, nach dem es die Senderechte für die Bundesliga verloren hatte. **rob**

Handwerkskunst

Die besten jungen Facharbeiter der Welt treffen sich vom 2. bis 7. Juli in Leipzig. Auf dem Messegelände finden dann die Worldskills 2013 statt. In 46 Berufen kämpfen die bis 22 Jahre alten Teilnehmer dabei um den Weltmeistertitel in ihrer Profession. Die Bandbreite reicht vom Drucker über Koch und Landschaftsgärtner bis hin zum Friseur, die die besten Nachwuchskräfte ihres Fachs ermitteln. Die Worldskills werden alle zwei Jahre ausgetragen. Bei der Ausgabe 2013 in Leipzig rechnen die Organisatoren mit Teilnehmern aus bis zu 65 Ländern. **rob**

Abgezählt

Die Volkszählung hat auch Leipzig einen deutlichen statistischen Bevölkerungsschwund beschert. Laut Zensus lebten zum Stichtag 9. Mai 2011 502.979 Menschen in der Stadt, 21.450 weniger als bisher angenommen. Aktuell liegt die Einwohnerzahl wohl bei 525.000. **rob**

Dubrau wird Baubürgermeisterin

Erste grüne Beigeordnete ab Juli im Amt

Dorothee Dubrau (Grüne) wird neue Leipziger Baubürgermeisterin. Im Juli tritt sie die Nachfolge von Martin zur Nedden (SPD) an, gegen den sie sich im Mai bei der Abstimmung im Stadtrat mit 43 zu 25 Stimmen durchsetzte. Die Architektin und Stadtplanerin war zuletzt als Dozentin an der Technischen Universität Darmstadt tätig. Zuvor wirkte sie von 1990 bis 2006 als Stadtbezirksbeirätin für Bau und Stadtentwicklung in den Berliner Bezirken Mitte, Wedding und Prenzlauer Berg.

In Leipzig gelte es nun, den guten Ruf der Stadt weiter auszubauen – und das bei tendenziell sinkenden Zuweisungen. Die notwendigen Mittel, um Einwohnern und Gästen im-

mer bessere Lebensbedingungen zu bieten, müsse die Stadt daher selbst erwirtschaften, sagt Dubrau. Wichtig sei dafür vor allem Arbeit: „Nur mit dem weiteren Ausbau der Wirtschaft und der Dienstleistung sind diese Ziele zu erreichen. Ich werde versuchen in enger Zusammenarbeit mit dem Stadtrat, den Dezernenten, den Behördenmitarbeitern und den Bürgern dieses hehre Ziel zu erreichen und trotzdem die geschützten Landschaften zu erhalten und die ökologischen Bedingungen in der Stadt weiter zu verbessern“, erklärt die künftige Baubürgermeisterin.

Dubrau ist die erste Beigeordnete der Grünen in Leipzig. Die Fraktion hatte im Vorfeld der Wahl moniert, dass sie bisher trotz elf Sitzen im

Stadtrat keinen Bürgermeister stellen durfte, die SPD mit lediglich drei Abgeordneten mehr hingegen drei. Dabei empfiehlt eine Soll-Bestimmung der sächsischen Gemeindeordnung, die Beigeordnetenposten entsprechend Fraktionsstärke in der Ratsversammlung zu vergeben. Mit der Wahl Dubraus stimmt die Arithmetik nun wieder. Dadurch dürften sich auch die Chancen der Bürgermeister Uwe Albrecht (CDU; Wirtschaft), Heiko Rosenthal (Linke; Ordnung und Umwelt) und Thomas Fabian (SPD; Jugend und Soziales) auf eine Wiederwahl erhöht haben. Ihre Posten stehen noch vor der Sommerpause im Stadtrat zur Wahl an.

Robert Briest

Anzeige



Lebensmittel per Mausklick

Online-Supermärkte liefern den Einkauf vor die Haustür

Gährende Leere in den Regalen meines Kühlschranks. Ein Stück ranzige Butter und eine schrumpelige Tomate sind alles, was mir zum Frühstück am nächsten Morgen bleibt. Aus dem Fenster sehe ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite Aldi. Es gießt jedoch in Strömen und der Weg die sechs Stockwerke runter und über die Straße scheint mir elend lang – ganz zu schweigen vom Rückweg. Aus meiner Misere retten kann mich nur eine Shoppingtour im Online-Supermarkt. „Einfach und bequem von Zuhause aus“, das versprechen zumindest viele der Firmen, die Lebensmittel im Internet feil bieten und diese frei Haus liefern.

Food.de gehört zu diesen Online-Supermärkten. Das Unternehmen haben die Leipziger Karsten Schaal und Christian Fickert 2011 gegründet. Sie bieten über ihre Webseite etwa 10.000 Waren an. „Von frischen Milchprodukten über Fleisch, Obst und Gemüse, Tiefkühlware, Drogerieartikeln bis hin zu Getränken ist alles dabei“, sagt Schaal. Das Initiatorenteam von food.de beschriebt sich als erfahren mit Lebensmitteln, onlineaffin und vertraut mit den Problemen vieler ihrer Kunden: Überarbeitung und Zeitnot. Mit ihrem Unternehmen wollen sie Berufstätige oder Studenten im Alltag entlasten.



food.de-Gründer Karsten Schaal und Christian Fickert

Foto: food.de

Ich will ihr Angebot näher untersuchen und klicke mich auf die Internetseite. In virtuellen Regalen kann ich durch das Warenangebot stöbern. Der Preis und ein entsprechendes Produktfoto sind ausgewiesen. Food.de setzt laut Geschäftsführer Schaal auf „Frische und Gourmet-Qualität.“ Die Auswahl an Obst und Gemüse ist heute jedoch klein. Stattdessen wird mir mehr Dosen- und Tiefkühlkost angeboten. Apfel und Bananen bekomme ich trotzdem – klick und in den Warenkorb. Der wird oben auf der Seite deutlich angezeigt. Das

Regal „Täglicher Bedarf“ ist lang und es dauert eine Weile, bis ich mich zu den Freilandeiern durchgeklickt habe. Um sich das zu ersparen, kann man die Produkte auch einfach in eine Suchfunktion eingeben.

Es gibt zwar keinen Mindestbestellwert, einige Artikel kann ich jedoch nur in größeren Packungen kaufen. Die Rittersport Schokolade ist beispielsweise nur in Fünferpacks erhältlich. Auch eine Vielzahl an Getränken gibt es erst ab sechs oder zwölf Flaschen. Food.de bietet an, leere Pfandflaschen bei der Ein-

kaufslieferung wieder mitzunehmen. Informationen zu Inhaltsstoffen gibt es für die einzelnen Produkte nicht. Wer allergisch gegen Nüsse oder Ei ist, findet also nicht heraus, von welchen Waren er einen allergischen Schock erleiden könnte.

Bewusste Konsumenten sollen auch beim Online-Shopping mit entsprechenden Waren versorgt werden, verspricht food.de. So garantiert das Unternehmen ein ausgewogenes Angebot an Bio- und Fair-Trade-Ware. Auch lokal produzierte Lebensmittel sollen angeblich nicht zu kurz kommen. Ob der Online-Supermarkt dieses Versprechen tatsächlich hält, ist schwer feststellbar: Fair-Trade und Bio-Waren sind in der Fülle der Auswahl nicht auffindig zu machen. Zumindest ein Lokalprodukt landet in meinem Warenkorb: Sachsenmilch. (Auch gibt es eine Extraauswahl an vegetarischen Lebensmitteln.)

Nach etwa einer halben Stunde habe ich neun Produkte im Warenkorb. Ich kann zwischen sechs Lieferzeitenfenstern, von 8 bis 22 Uhr an Werktagen, frei wählen. Die Rechnung von 18,26 Euro bezahle ich bei der Lieferung mit EC-Karte, auch PayPal oder Sofortüberweisung wären möglich. Bei Rewe wäre der gleiche Einkauf 68 Cent günstiger geworden. Allerdings kommen auf die food.de-Rechnung

noch fünf Euro Liefergebühren hinzu, womit ich dann bei 5,68 Euro extra für den Online-Einkauf liege.

Es gibt eine Reihe weiterer Online-Supermärkte. Stiftung Warentest untersuchte zwölf Anbieter, deren Noten zwischen gut (2,4) bei otto-supermarkt.de und befriedigend (3,6) bei edeka-online.de liegen. Bemängelt wird oftmals der Zeitaufwand, der im Vergleich zum tatsächlichen Einkaufen, nicht viel geringer sei. Des Weiteren seien Probanden vermehrt falsche Produkte geliefert worden. Als kleines Unternehmen, das noch in den Startlöchern steckt, wurde food.de bislang nicht getestet.

Punkt neun Uhr klingelt am nächsten Tag der Lieferant. Fröhlich grinsend, in marineblauer Dienstkleidung hält er mir eine riesige Frischebox gefüllt mit meinem Einkauf entgegen. Mein bestellter Sojajoghurt fehlt. Es gibt keinen Ersatz, jedoch wird mir eine Packung Vanillepudding geschenkt. Die Lebensmittel sind in bester Ordnung: Pizza und Eis sind noch tiefgekühlt. Die Eier sind ganz und auch das Obst hat keine Druckstellen und schmeckt frisch. Ein fast zufriedenstellender Einkauf, ohne mich aus dem Haus bequem zu müssen. Den Sojajoghurt beim Frühstück habe ich allerdings vermisst.

Julia-Marie Czerwonatis

Ampelstreit

Die neue Verkehrsregelung an der Harkortstraße polarisiert



Fußgänger und Radfahrer können nun sicher die Straße queren

Foto: als

Die Überquerung der Harkortstraße in Höhe der Beethovenstraße war lange Zeit ein Nadelöhr für Studenten und Dozenten. Auf dem Weg von Albertina und Geisteswissenschaftlichem Zentrum auf der einen zur Innenstadt und Mensa am Petersteinweg auf der anderen Seite mussten sie oft minutenlang an der vielbefahrenen Straße warten. Im April hat die Stadt nun endlich eine Ampelanlage installiert.

Doch kaum in Betrieb, spaltet die Ampel auch schon die Massen. Zu

lang sei die Grünphase für die Autofahrer, zu kurz dafür die Phase, in der die Fußgänger und Radfahrer die Straße kreuzen dürfen, monieren die Einen. „Über eine Minute dauert derzeit die Grünphase für die Autofahrer“, sagt Friedemann Goerl vom Referat für nachhaltige Mobilität des StudentInnenrates (Stura) der Universität Leipzig.

Auf der Gegenseite stehen die Autofahrer, die sich ihrer Zeit beraubt fühlen. So kann es ihnen passieren, dass sie erst an der Ampel an der Beethovenstraße warten

müssen und dann einige Meter weiter an der Kreuzung Riemannstraße erneut vom Rotlicht gebremst werden. Vor allem in Stoßzeiten staut sich der Verkehr nun durch die doppelte Ampelregelung weit zurück. Viele Autofahrer fordern deshalb eine Überarbeitung der Ampelschaltung zu ihren Gunsten.

Ganz anders sieht das der Stura: „Es wurde sowieso mal Zeit, dass dort überhaupt eine Ampel hingebaut wurde“, sagt Goerl. „Bisher barg die Überkreuzung dieser Straße sowohl für Fußgänger als auch für Fahrradfahrer immer ein enormes Unfallrisiko.“ Erst nach Jahren massiven Drucks sei es gelungen, die Stadt von der Notwendigkeit dieser Ampelanlage zu überzeugen. Dagegen stehe allerdings jetzt der große Druck von Seiten der Autolobby: „Das könnte dann auch dazu führen, dass die Ampel wieder abgeschaltet wird“, gibt Goerl zu Bedenken.

Die Stadtverwaltung hält sich derzeit noch bedeckt: Eine endgültige Prüfung der Verkehrssituation sei noch nicht abgeschlossen. Derzeit befinde sich das gesamte Steuerungssystem in einer Feinjustierungsphase, die noch einige Zeit in Anspruch nehmen werde.

Mirjam Ratmann

Sternfahrt und Gala

Zentrum für Hochschulsport wird 20

Das Zentrum für Hochschulsport (ZfH) der Universität Leipzig begeht in diesem Jahr seinen 20. Geburtstag – und lädt alle Studenten, Übungsleiter und Mitarbeiter zum Feiern ein. Die Festivitäten konzentrieren sich auf die „Offene Woche des Hochschulsports“ vom 24. bis 28. Juni. Für diesen Zeitraum plant das ZfH zahlreiche Aktionen.

„Wir bieten unseren Studierenden in diesen fünf Tagen 300 Kurse in 120 unterschiedlichen Sportarten an, die sie kostenlos und ohne Anmeldung besuchen können“, erklärt Sigrun Schulte, Leiterin des ZfH. Das unterscheidet diese Kurse von den regulären, für die häufig eine Anmeldung nötig ist sowie in der Regel eine Gebühr von etwa zehn Euro pro Semester fällig wird. Höhepunkt der Jubiläumswoche ist eine Gala in der Ernst-Grube-Halle am 26. Juni, um 19 Uhr. Auch diese ist für alle Interessenten kostenlos. Für Hochschulmitarbeiter findet zudem ein Fußballturnier statt, Übungsleiter dürfen sich an einer Sternfahrt in den Disziplinen Kanu, Fahrrad, Inline-Skating und Jogging betätigen. Außerdem zeigt eine Ausstellung die Anfänge des ZfH, etwa alte Plakate für Meisterschaften.

Hochschulsport erfreut sich in Leipzig großer Beliebtheit. Jede

Woche werden 10.000 Studenten aktiv, ebenso viele stehen auf den Wartelisten. Viele Kurse sind bereits wenige Minuten nach Anmeldestart ausgebucht. In diesem Semester bietet das ZfH 420 Kurse in 150 Sportarten an, darunter Aquajogging, Capoeira, Schach oder Urban Dance. Natürlich zählen auch Massensportarten wie Fußball, Handball oder Leichtathletik zum Programm. Während seines 20-jährigen Bestehens hat das ZfH die Anzahl seiner Kurse verdoppelt und die seiner Übungsleiter von damals 100 auf heute 250 erhöht. „Wir würden gerne noch mehr Kurse anbieten, doch das ist aufgrund der begrenzten Hallenkapazität nicht möglich“, sagt Schulte. Demnächst dürfte sich noch ein zusätzliches Problem ergeben: „Wenn die Erziehungswissenschaften wie geplant 2015 aus der Karl-Heine-Straße ausziehen, können wir die beiden Sporthallen dort nicht mehr nutzen.“ Hochschulsport ist für Schulte mehr als nur die körperliche oder geistige Betätigung: „Für Studierende, insbesondere für ausländische, ist dies das ideale Kommunikationszentrum.“

Vorläufer des ZfH war das Institut für Körpererziehung. Bis 1989 war der Hochschulsport für alle Studenten obligatorisch.

René Loch

Heute Astro, morgen Kunst

Ein Onlinestudium ermöglicht Zugang zu allen Fachgebieten

In einer vernetzten Welt wie unserer war es nur eine Frage der Zeit, bis man alles von zu Hause aus machen kann, vom Klammotten shoppen bis hin zum Essen bestellen. Selbst das Studieren geht heutzutage bequem vom Sofa aus und dabei eröffnen sich ganz neue Möglichkeiten. Über Twitter, Facebook und andere Netzwerke, wie das in Leipzig verwendete moodle2, sind Hochschulen und Studenten weltweit vernetzt.

Anfang 2006 begann die amerikanische Elite-Hochschule Harvard erste Kurse online zur Verfügung zu stellen. Renommierte Professoren filmen ihre Vorlesungen und stellen diese über Youtube der ganzen Welt zur Verfügung. Von Geschichte über Physik bis hin zu Psychologie finden sich dort die ganzen Vorlesungen eines Semesters. Mittlerweile gibt es auch von der Elite-Uni Yale ein offenes Kurs-Programm, das jedem einen Einblick in die Hörsäle gibt, mit der Absicht, allen Zugang zu Wissen zu verschaffen.

In Deutschland steht diese Art des Studierens allerdings noch ganz am Anfang. Der Verbund „Virtuelle Fachhochschule“ bietet sechs verschiedene Studienrichtungen an zehn verschiedenen Hochschulen an, von Berlin bis hin zu einem An-



Studieren in Harvard – Onlinestudium macht's möglich Foto: ilamont.com

gebote in der Schweiz. Allerdings ist ein Studium über den Verbund Virtuelle Fachhochschulen eher wirtschaftlich orientiert. So kann man beispielsweise an der Fachhochschule Kiel Betriebswirtschaft oder Industrial Engineering via Internet studieren. „Wir haben mit dem Online-Angebot gute Erfahrungen gemacht“, meint Frauke Schäfer, Pressesprecherin der FH Kiel, „es ist ein gutes Angebot, das auch neben dem Hauptberuf genutzt werden kann.“

Der große Vorteil eines Onlinestudiums ist die hohe Flexibilität. So ist es während des Semesters möglich, sich Kurse und Lerninhalte

komplett frei einzuteilen. Lediglich eine Prüfung zur Anerkennung der erbrachten Leistung am Ende des Semesters erfordert die tatsächliche Präsenz des Studenten. Der Verbund „Virtuelle Fachhochschule“ arbeitet zusätzlich noch mit zwei bis drei Präsenzveranstaltungen pro Semester. Diese finden meistens an den Wochentagen statt, um möglichst allen interessierten Studenten die Chance zu geben, daran teilzunehmen.

Das Onlinestudium weiter etablieren möchte auch das Portal

„Wings“, kurz für Wismar International Graduation Services. Das Portal bietet in den drei Bereichen Wirtschaft, Technik und Gestaltung Bachelor- und Masterstudiengänge an. Dort ist es möglich, mit E-Learning-Tools, wie Online-Vorlesungen oder Live-Videokonferenzen, einen international anerkannten Abschluss zu machen. Der Semesterbeitrag für ein solches Studium beträgt in der Regel 855 Euro. Eine Abschlussprüfung kann an zehn verschiedenen Standorten abgelegt werden, darunter auch Leipzig.

Noch sind die Studienangebote in Deutschland und den USA allerdings nicht vergleichbar. Während in den USA fast jede Universität mit Onlinekursen arbeitet und laut Statistiken dort bereits 6,1 Millionen Studenten Onlinekurse absolvieren, sind es hier in Deutschland nur einige wenige. Jedoch soll das möglichst schnell geändert werden, bietet ein Onlinestudium doch nicht nur Flexibilität, sondern auch Vernetzung und Modernisierung. Viele deutsche Universitäten arbeiten bereits an Onlinekonzepten. Bis diese fertig sind, bleibt der Blick in die Hörsäle amerikanischer Elite-Unis.

Miriam Pschirrer

Meldung

DNB verkürzt

Seit dem 1. Juni ist die Deutsche Nationalbibliothek (DNB) in Leipzig von 9 bis 22 Uhr geöffnet. Damit ging Generaldirektorin Elisabeth Niggemann nicht auf die Forderungen der Bürgerinitiative „Offene DNB“ ein, die seit Bekanntwerden der verkürzten Öffnungszeiten Ende Februar für die Beibehaltung der ursprünglichen Regelung demonstriert hatte. Bislang hatte die DNB bereits um 8 Uhr ihre Pforten geöffnet.

Die Verkürzung wurde damit begründet, dass die Öffnungszeiten des DNB-Standortes in Leipzig mit denen in Frankfurt/Main „harmonisiert“ werden sollen. Auch der Personalmangel spiele eine Rolle. Nachdem auch Michael Faber, Kulturbürgermeister der Stadt Leipzig, und Leipziger Bundestagsabgeordnete von SPD und den Grünen an Niggemann appelliert hatten, kam ein Kompromiss zustande, der eine 13-Stunden-Lösung vorsah. Ursprünglich als Übergangslösung bis Ende Mai konzipiert, wird sie nun zum Dauerzustand. Martin Siebach von der Bürgerinitiative sagte: „Wir demonstrieren jetzt nicht gleich wieder, werden aber im Sinne der Frühnutzer nachverhandeln.“ hro

Porzellankarussell

Geschirrbörse lädt zum Tausch ein

Geschirrbörse für Studenten: Was für manche wie eine andere Bezeichnung für „Mensa“ klingen mag, existiert tatsächlich als eigene Einrichtung des Studentenwerkes. Die Geschirrbörse im Café der fünf Kontinente kann bei leeren Schränken, ob in Wohnung oder WG, Abhilfe schaffen. Sie befindet sich im Erdgeschoss des Wohnheims in der Straße des 18. Oktober 33.

Ursprünglich ins Leben gerufen, um vorzugsweise ausländischen Studenten zu helfen und sie in den ersten Tagen mit dem nötigsten Geschirr zu versorgen, richtet sie sich mittlerweile an alle Studenten, die nicht mehr alle Tassen im Schrank haben. Das Geschirrbörse funktio-

niert als Tauschbörse. Grundsätzlich gilt dabei: Das Geschirr steht jedem Studenten zur freien Verfügung, zeitgleich ist die Börse aber auch auf Spenden angewiesen, damit der Betrieb am Leben erhalten werden kann.

Wenn jemand zufällig das alte Porzellan von Oma los werden möchte oder einfach nützlichen Sachen im Laufe der Jahre doppelt und dreifach angeschafft hat, umzieht oder aus anderen unerfindlichen Gründen seinen Haushalt auflöst, findet er im Café der fünf Kontinente für sein Geschirr einen Abnehmer. Die Geschirrbörse hat zweimal pro Woche geöffnet: montags von 10 bis 12 und mittwochs von 17 bis 19 Uhr. Hannes Rother



Geschirrbörse: Teller, Tassen, Töpfe können getauscht werden Foto: als

Rund um den Globus in besten Händen

Tarif AOK PLUS weltweit – jährlich ab 4,95 €

www.aokplus-online.de



AOK PLUS



An dieser Stelle präsentieren wir euch Veranstaltungen, die den studentischen Geldbeutel schonen. Gern könnt ihr eigene Tipps an kalender@student-leipzig.de senden; kommerzielle Angebote (**blau hinterlegt**) an anzeigen@student-leipzig.de

Wir möchten uns dafür entschuldigen, dass in der letzten Ausgabe einige Termine durcheinandergeraten sind. Deshalb auch hier wieder die Info: Alle Angaben sind ohne Gewähr.

Montag, 10. Juni 2013

Vortrag, Lesung, Diskussion mit Autor Sebastian Schlösser: „Depressionen an der Uni?! Erkennen, Verstehen, Enttabuisieren“ / 18 Uhr / GWZ, Hörsaal 2010, Beethovenstr. 15

Mittwoch, 12. Juni 2013

Hochschulsommerfest an der HTWK / 15 Uhr / Gustav-Freytag-Straße

Vortrag des Career Centers: „Berufsperspektiven im Verlag“ / 17.15 Uhr / Neues Seminargebäude, Raum 420

Vorträge von Jens Bussmann und Andreas Stele: „Holozäne Sedimentdynamik im Umfeld der Varusschlacht – kolluviale Sedimente als Indikator anthropogener Nutzung“ und „Magnetische Untersuchungen in der Umgebung der Varusschlacht“ / 17.15 Uhr / Institut für Geographie, Johannisallee 19a, Raum 006

Vortrag von Helmut Loos: „Der Heilige Geist und Feuerbach. Religiosität bei Richard Wagner“ / 18 Uhr / Museum der bildenden Künste, Katharinenstr. 10, Saal

Vortrag von Tilo Wesche: „Gibt es ein Naturrecht auf Eigentum?“ / 18.30 Uhr / Rektoratsgebäude, Neuer Senatssaal, Ritterstr. 26

Vortrag von Reinhard Spehr: „Die Ausgrabungen in der Latènebefestigung auf dem Burzelberg bei Hörsburg“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 4

Vortrag von Marco Frenschkowski: „Alles schon dagewesen? Zyklische und lineare Geschichtsbilder seit der Antike“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 1

Vortrag von Christian Benne: „Die Erfindung des Manuskripts. Zur Umwertung von Manuskripten zu literarischen Handschriften seit dem 18. Jahrhundert“ / 19.15 Uhr / Neues Seminargebäude, Raum 127

Donnerstag, 13. Juni 2013

Interaktive Krimi-Lesebühne / 17 Uhr / Buchhandlung Hugendubel, Petersstr. 12-14

Vortrag von Philipp Ther: „Ostmitteleuropa im Zeitalter des Neoliberalismus. Die Transformation aus historischer Sicht“ / 17 Uhr / GWZO, Specks Hof, Eingang A, Reichsstr. 4-6

Gedenkkonzert für Friedrich Schenker / 19.30 Uhr / Dittrichring 21, Großer Probensaal, Raum 1.33

Gesprächsrunde mit Doris Mundus, Ursula Oehme, Axel Thielmann und Henner Kotte: „Wagt Wagner!“ / 20 Uhr / Moritzbastei, Ratstonne

Filmriss-Filmquiz / 20.30 Uhr / Conne Island, Koberger Str. 3

Samstag, 15. Juni 2013

Open-Air-Konzert: Kaffee-, Geburtstags- und Gratulationskantate von J. S. Bach / 16.30 Uhr / Kirchgarten der Stadtkirche Naunhof

Sonntag, 16. Juni 2013

Führung durch die Ausstellung: „Refaiya - Eine Bücherreise von Damaskus nach Leipzig“ / 15 Uhr / Bibliotheca Albertina, EG

Konzert: Klavier- und Kammermusik von Studierenden der HMT / 16 Uhr / Dietrich-Bonhoeffer-Haus, Hans-Oster-Str. 16

MDR Figaro Café / 16 Uhr / Moritzbastei, Veranstaltungstonne

Finissage: „Interim – un tunnel transatlantique. Ausstellung und Künstleraustausch zwischen Montréal und Leipzig“ / 18 Uhr / Halle 14, Treppenaufgang B, 2. OG / Info: www.leipzig-montreal.com

Montag, 17. Juni 2013

Lesung und Gespräch mit Werner Heiduczek: „Panzer gegen die Freiheit. Zeitzeugen des 17. Juni 1953 berichten“ / 19.30 Uhr / Literaturcafé, Gerichtsweg 28

Dienstag, 18. Juni 2013

Open Air Eröffnungskonzert des Universitätsorchesters, anschließend Mittwoch und Donnerstag ab 16 Uhr Campusfest / 19.30 Uhr / Campus Jahnallee, Sportforum / Info: www.campusfest-leipzig.de

Konzert: Stage Night mit Sophia Bicking und Band / 20.30 Uhr / Telegraph, Dittrichring 18-20

Mittwoch, 19. Juni 2013

Vortrag von Josephine Blei: „Dominium populi Romani vel Caesaris und causa dominica. Überlegungen zur römischen Rechtstradition und zur Fiskalukzession im bairischen Dukatum der Agilolfinger“ / 15 Uhr / GWZO, Specks Hof, Eingang A, Reichsstr. 4-6

Vortrag des Career Centers: „Es muss doch nicht immer Lehrer sein! Berufsfelder und -alternativen für Pädagog(innen)“ / 17.15 Uhr / Neues Seminargebäude, Raum 420

Vortrag von André Kirchner: „Der Einfluss spätquartärer Klimaschwankungen und Landnutzung auf morphodynamische Prozesse im Raum Rio de Janeiro, Südostbrasilien“ / 17.15 Uhr / Institut für Geographie, Johannisallee 19a, Raum 006

Vortrag von Thomas Kirstein: „Der Wiener Kongress und seine Folgen“ / 17.15 Uhr / HTWK, Karl-Liebknecht-Str. 132, Hörsaal G119

Vortrag von Heidi Roth: „Der 17. Juni 1953 in Sachsen“ / 18 Uhr / Museum in der Runden Ecke, Dittrichring 24

Musikvortrag von Bernd Franke: „The way down is the way up (II). Orchesterstück inspiriert durch Rheingold“ / 18 Uhr / Museum der bildenden Künste, Katharinenstr. 10, Saal

Vortrag von Claudia Haferlach: „Molekulargenetische Diagnostik hämatologischer Tumorerkrankungen“ / 18.15 Uhr / Zentrales Forschungsgebäude, Liebigstr. 21, HS

Vortrag von Thomas Khurana: „Du kannst, denn du sollst“ / 18.30 Uhr / Rektoratsgebäude, Neuer Se-

natsaal, Ritterstr. 26

Vortrag von Karl R. Kegler: „Wider den rechten Winkel! Kugelbauten als Herausforderung des Architektonischen?“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 1

Filmvorführung: „Starry Starry Night“ (Taiwan/China 2011, OmeU) / 20 Uhr / Konfuzius-Institut, Otto-Schill-Str. 1

Donnerstag, 20. Juni 2013

Vortrag von Regine Schulz: „Georg Steindorff in Baltimore“ / 18.15 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 8

Vortrag von Peter Schmidt: „Mehrfacher Schriftsinn und schwieriger Bildsinn: Die Herausforderung, ein Liebeslied zu illustrieren“ / 19 Uhr / Vortragsraum der Bibliotheca Albertina

Gespräch mit Ruprecht von Kaufmann und Jeannette Stöckel: „Zeichnung zwischen Ausbildung und Sammlung“ / 19 Uhr / Kunstverein, Kolonnadenstr. 6

Vernissage der Ausstellung: „Mann mit Kamera“ / 19 Uhr / breakroom, Westwerk, Karl-Heine-Str. 85-93, Tor B

Vortrag von Thomas Stein: „Nationalsozialistische Kunstideologie und Kulturpolitik in Leipzig“ / 19.30 Uhr / Kunsthalle der Sparkasse, Otto-Schill-Str. 4a

Freitag, 21. Juni 2013

Mette im Rahmen des Bachfestes mit Kantaten und Motetten von Kuhnau, Knüpfer und Bach / 19.30 Uhr / Michaelskirche, Nordplatz 14

Montag, 24. Juni 2013

Vortrag von Christoph Brumann: „Tradition, Demokratie und der Stadt-raum in Kyoto. Ein Recht auf Vergangenheit?“ / 17 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 5

Vortrag von Stevan Harrell: „Die Stellung der nationalen Minderheiten im heutigen und zukünftigen China“ / 18 Uhr / Konfuzius-Institut, Otto-Schill-Str. 1

Vortrag von Salvatore De Vincenzo: „Neue Forschungen in Eryx: die Ausgrabungen an der Stadtmauer und die Topographie der Stadt“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 1

Dienstag, 25. Juni 2013

Konzert: Stage Night mit dem Patrick Schanze Trio / 20.30 Uhr / Telegraph, Dittrichring 18-20

Mittwoch, 26. Juni 2013

Vortrag von Arne Pfeuer: „Der Biomedizinische Forschungszyklus“ / 17.15 Uhr / Institut für Humangenetik, Philipp-Rosenthal-Str. 55, Raum 0108

Vortrag von Alain Badiou: „Wagner and the Dialectics of Contemporary Opera“ / 17.15 Uhr / GWZO, Specks Hof, Reichsstr. 4-6, Eingang A

Vortrag von Thomas Westphalen: „Archäologie in Agrarlandschaften“ / 17.30 Uhr / Institut für Geographie, Johannisallee 19a, Raum 006

Vortrag von Susanne Friederich und Björn Schlenker: „Das Erdwerk von Salzmünde – Ein zentraler Ritualort der Salzmünder Kultur?“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 4

TIPP DES MONATS

Mittwoch, 26. Juni 2013

Der Berliner Panoramakünstler Yadegar Asisi hält um 17.15 Uhr im Hörsaal G119 im Geutebrück-Bau der HTWK in der Karl-Liebknecht-Straße 132 mit „Leipzig 1813 – Was ist der Beitrag eines Panoramas zur Erinnerungskultur?“ den Abschlussvortrag zur Ringvorlesung „1789 – 1813 – 2013“. Der Vortragstitel bezieht sich auf sein neuestes Panorama „LEIPZIG 1813 – In den Wirren der Völkerschlacht“, welches ab dem 3. August 2013 im Leipziger Panometer gezeigt werden soll. Weitere Infos auf www.asisi.de

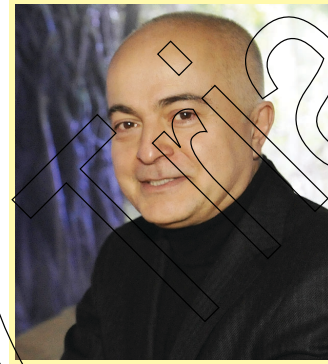


Foto: Sabine Wenzel

Vortrag von Hans-Christian Trepte: „Zum Teufelskreis in der Polnischen Kultur“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 1

Donnerstag, 27. Juni 2013

Vortrag von Pauline Kleingeld: „Situationism and moral character: A Kantian Diagnosis“ / 18.30 Uhr / Rektoratsgebäude, Neuer Senatssaal, Ritterstr. 26

Vortrag von Berndt Hamm: „Das Individualgericht in der spätmittelalterlichen Religiosität“ / 19 Uhr / Vortragsraum der Bibliotheca Albertina

Orgelkonzert von Michaela Kacerova / 19.30 Uhr / Michaeliskirche, Nordplatz 14

Film und Gespräch mit Ben Lewis: „The Great Contemporary Art Bubble – Die Millionenblase“ / 20 Uhr / LURU Kino auf der Spinnerei

Filmvorführung: „Drag me to hell“ (USA 2009) / 20 Uhr / Moritzbastei, Ratstonne

Freitag, 28. Juni 2013

Lesung mit Sophie Sumburane und Christian Barz: „Krimi zwischen Leipzig und Afrika“ / 19 Uhr / Basamo, Nürnberger Str. 11

Orgelkonzert von Moritz Schott / 19.30 Uhr / Thomaskirche

StuRa-Mensaparty / 22 Uhr / Mensa am Park / Eintritt: 2–5 Euro

Montag, 1. Juli 2013

Vortrag von Duncan McDuie-Ra: „Exclusionary City: Northeast Migrants in Neo-liberal Delhi“ / 17 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 5

Vortrag von Grégoire Espeset: „A Case Study on the Evolution of Symbols from Anchoritic Talismans to Taoist Liturgical Paraphernalia“ / 18 Uhr / Konfuzius-Institut, Otto-Schill-Str. 1

Dienstag, 2. Juli 2013

Vortrag von Andreas Farwick: „Gesplattene Gesellschaft – gesplattene Stadt? Zur Problematik der sozialen Segregation in Städten“ / 17 Uhr / Leibniz-Institut für Länderkunde, Schongauer Str. 9

Vortrag von Simona Wersching: „Migration aus Rumänien nach 1989. Ein ethnologisches Forschungsprojekt“ / 17.15 Uhr / GWZ, Beethovenstr. 15, Raum 2.315

Vortrag des Career Centers: „Herr Arbeitsvermittler, wie komme ich in Ihr Amt?“ / 17.15 Uhr / Neues Seminargebäude, Raum 420

Mittwoch, 3. Juli 2013

Vortrag von Harald Bathelt: „Zu einer Geographie der Wissensgenerierung über Distanz“ / 13 Uhr / Institut für Geographie, Talstr. 35, HS 1

Vortrag von Christian Schneider: „Bewertung für nachhaltige Entwicklung: Ein Vergleich intensiv genutzter Agrarlandschaften in Polen und Deutschland“ / 17.15 Uhr / Institut für Geographie, Johannisallee 19a, Raum 006

Vortrag von Benedikt Leßmann: „Wagner und Debussy“ / 18 Uhr / Museum der bildenden Künste, Katharinenstr. 10, Saal

Vortrag von David Lauer: „Lebendige Wahrnehmung“ / 18.30 Uhr / Rektoratsgebäude, Neuer Senatssaal, Ritterstr. 26

Vortrag von Gerd Stegmaier: „Der Heidengraben bei Grabenstetten: Ein keltisches Oppidum auf der Schwäbischen Alb“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 4

Vortrag von Veit Heller: „Das Glockenrad und der klingende Himmel. Überlieferung, Symbolik und Praxis des Glockenrades“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 1

Vortrag von Tom Kindt: „Gegen narratologischen Expansionismus. Anmerkungen zu den Grenzen der Erzähltheorie“ / 19.15 Uhr / Neues Seminargebäude, Raum 127

Filmvorführung: „Love is not blind“ (China 2011, OmeU) / 20 Uhr / Konfuzius-Institut, Otto-Schill-Str. 1

Donnerstag, 4. Juli 2013

Vortrag von Franziska Naether: „Hieroglyphen lernen heißt fürs Leben lernen – (Aus)bildung und Erziehung im Alten Ägypten“ / 18.15 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 8

Freitag, 5. Juli 2013

Vortrag von Eveline Dürr: „Ambivalenzen und Inszenierungen von ‚Schmutz‘ und ‚Armut‘ in der Stadt“ / 17 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 5

Samstag, 6. Juli 2013

Campusrundgang / 10 Uhr + 11.30 Uhr / Treffpunkt: Info-Punkt im Neuen Augusteum

Flash Mob zu „Time Warp“ aus der Rocky Horror Show als Aktion gegen die Schließung der Musikalischen Komödie / 15 Uhr / Augustusplatz vorm Gewandhaus

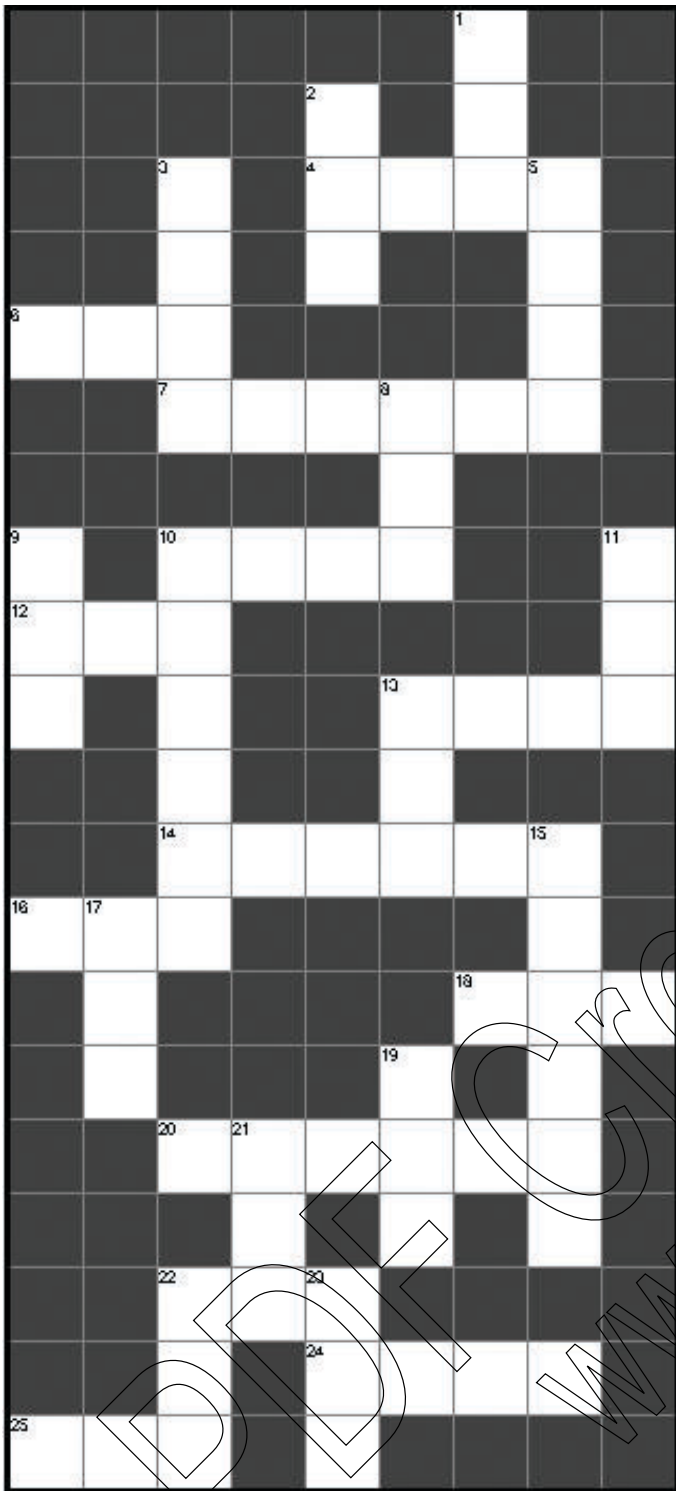
Montag, 8. Juli 2013

Vortrag von Ursula Rao: „Mit dem Unvorhergesehenen rechnen: Planung und Subversion in indischen Städten“ / 17 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 5

Vortrag von Christof Berns: „Römische Sarkophage in Kleinasien. Zur Rezeption einer traditionsreichen Bestattungsform in der Kaiserzeit“ / 19 Uhr / Hörsaalgebäude, HS 1

Abkürzungsrätsel

Studentische Akronyme – Teil 2



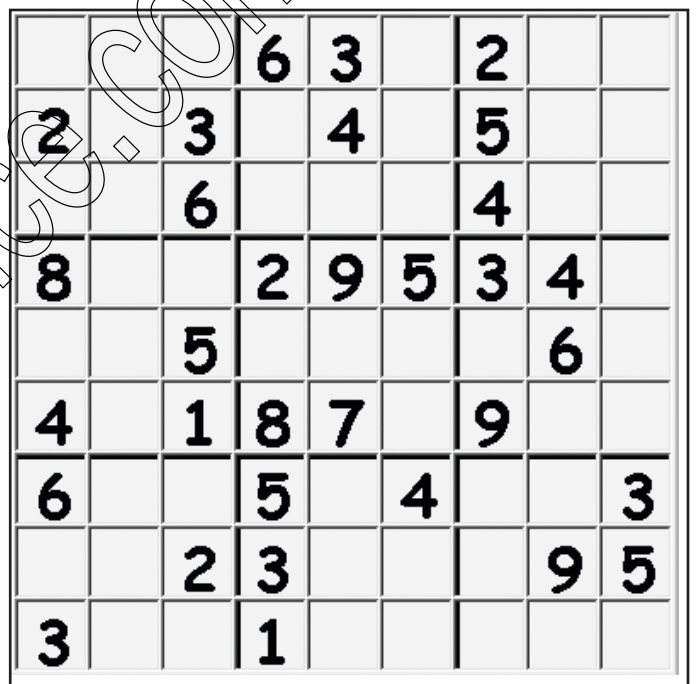
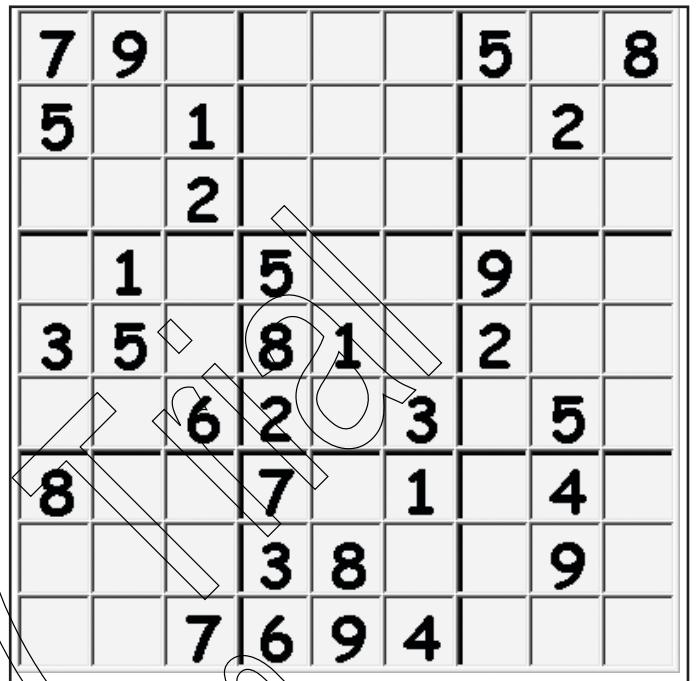
Senkrecht:

- 1) Dateiformat von OpenOffice
- 2) Portables Dokumentenformat
- 3) Europäische Vereinigung von Jura-Studenten
- 5) Kulturwissenschaften
- 8) Max-Planck-Institut
- 9) Hochschule für Telekommunikation
- 10) Promovierendenrat
- 11) Wissenschaftliche Hilfskraft
- 13) Semesterwochenstunden
- 15) Cafeteria
- 17) Mitteldeutscher Rundfunk
- 19) Elektronische Datenverarbeitung
- 21) Dateiformat von WordPad
- 22) Computeranschluss für Speichermedium
- 23) Geisteswissenschaftliches Zentrum

Waagerecht:

- 4) Deutsche Hochschule für Körperkultur
- 6) Volkshochschule
- 7) Hochschulabsolventen
- 10) Politikwissenschaft
- 12) Fachschaftsrat
- 13) Studentenkeller
- 14) Größte internationale Studentenorganisation
- 16) Hochschule für Musik und Theater
- 18) Deutsche Forschungsgemeinschaft
- 20) Leistungspunkt
- 22) Ur- und Frühgeschichte
- 24) Wirtschaftswissenschaft
- 25) Hochschule für Grafik und Buchkunst

Sudoku



Anzeige

student!

Die unabhängige Leipziger Hochschulzeitung
 Lessingstraße 7
 04109 Leipzig
 Fon: 0341/355 204 51
 Fax: 0341/355 204 52
 online: www.student-leipzig.de

Auflage: 10.000 Stück

Druck: sh:z Druckzentrum Schleswig-Holstein, Büdelsdorf

Herausgeber: student! e. V. vertreten durch die Vereinsvorsitzenden

Geschäftsführer: Jan Nitzschmann

Anzeigen: UniAnzeigenPool, Inh. Eva-Maria Kasimir, info@unianzeigen.de, 0172 3411082

Chefredaktion (V.i.S.d.P.): Robert Briest, René Loch, chefredaktion@student-leipzig.de

Redaktion: Politik: René Loch, Sofia Dreisbach, Miriam Pschirrer / Perspektive: Julia-Marie Czerwonatis, Doreen Hoyer / Wissenschaft: Amina Kreusch, Julia Rohrer, Christian Döring, Jakob Simmank / Sport & Spiele: Knut Holburg / Interview: Robert Briest / Thema: Denis Gießler, Mirjam Ratmann, Eva Bretschneider / Kultur: Friederike Ostwald, Marie Hecht, Ariane Dreisbach, Anne Uhlig / Service: Hannes Rother, Julia Thier / Kalender & Rätsel: Binia Golub / Leipzig: Robert Briest, Melanie Schröder / Foto: Alexander Schlee / Karikaturen: Dominik Wendland / Film: Knut Holburg / Online: Christopher Geißler

Geschäftsbedingungen: Zurzeit gelten die Mediadaten, Stand 2013. Alle Rechte und Irrtum vorbehalten. Die Zeitung und die in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Nachdruck oder Vervielfältigung (auch auszugsweise) ohne Genehmigung des Herausgebers sind mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle verboten. Die Redaktion behält sich das Recht auf Veröffentlichung und Bearbeitung von unverlangt eingesandten Manuskripten und Fotos vor und übernimmt keinerlei Haftung. Namentlich gekennzeichnete Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des Herausgebers oder der Redaktion. Erfüllungsort, Gerichtsstand und Vereinsregister ist Leipzig. Die Zeitung erscheint monatlich außer in den Semesterferien und ist kostenlos.

Nächste Ausgabe erscheint am 08.07.2013
 Anzeigenschluss ist am 28.06.2013,
 Redaktionsschluss am 28.06.2013



Bei der VLW mieten
und weiterhin 49,00 EUR
Zuzugsbonus pro
Semester kassieren.

Johannes T.
2. Semester

ab **3,50**/qm

Mädels WG
1. - 5. Semester

Volker Z.
6. Semester

Melanie H
10. Semester

Das VLW-Studentenpaket:

Garantierte Miete ab 3,50 EUR/qm
solange Du studierst plus 49,00 EUR
Zuzugsbonus pro Semester



Gute Adresse

VLW-eg.de